

Zeitschrift: Rorschacher Neujahrsblatt

Band: 78 (1988)

Artikel: Der heilige Columban und der Rabe : zu einer Bilddarstellung auf Mariaberg in Rorschach

Autor: Schär, Max

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-947385>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der heilige Columban und der Rabe

Zu einer Bilddarstellung auf Mariaberg in Rorschach

Max Schär

Drei Columbansdarstellungen auf Mariaberg

Dreimal begegnet uns der Kirchenpatron Rorschachs, der heilige Columban (um 543–615), im reichen künstlerischen Schmuck des ehemaligen Klosters Mariaberg, des heutigen Kantonalen Lehrerseminars. Das älteste Bildnis findet sich auf einem der zehn Schlusssteine des im Nordtrakt gelegenen Refektoriums. Es zeigt die Halbfigur des Heiligen mit einer strahlenden Sonne auf der Brust, dem Abstab in der rechten und dem Regelbuch in der linken Hand. Das Relief ist um 1513, also in spätgotischer Zeit, entstanden.

Rund fünfzig Jahre später, um 1566, wurde im Gewölbe des Kapitelsaals ein Ganzporträt gemalt, das Columban als schwarz gewandeten Benediktinerabt mit denselben drei Attributen wie auf dem Schlussstein zeigt. Zu seiner Linken steht aber neu auf einem Sockel ein Rabenvogel, der in seinem Schnabel einen gelben Fingerhandschuh trägt. Das Bild erscheint nach modischer Renaissancemanner in einer spitzovalen Rollwerkkartusche und schmückt zusammen mit weiteren Malereien den während Jahrhunderten als Kapelle, heute als Musiksaal dienenden Raum.

Bereits in die Rokokozeit (1767) gehört die dritte Darstellung des irischen Abtes. Die Dekkenstukkatur des nordwestlichen Eckzimmers Nr. 247 (es ist heute das Amtszimmer des Rektors der Schule) zeigt den von Columban Abschied nehmenden Gallus in der Gegend von Bregenz. Der Schüler kniet, sein Meister erteilt ihm – entgegen der Überlieferung – mit der erhobenen Rechten den Segen.

Das Medaillon im ehemaligen Kapitelsaal

Wir wollen uns im vorliegenden Aufsatz auf die Betrachtung der Bilddarstellung im ehemaligen Kapitelsaal und auf eine davon ausgehende Beschäftigung mit Columban und mit dem Raben beschränken. Der Kapitelsaal – eine zweischiffige Halle, über der sich sechs quadratische Joche mit insgesamt vierundzwanzig sechseckigen Teilstücken wölben – besitzt eine reiche, kunsthistorisch bereits mehrfach gewürdigte Ausmalung an Decke und Wänden. Die al secco aufgetragenen Malereien sind grösstenteils in den Jahren 1564 bis 1568 von einem bisher nicht eindeutig identifizierten Meister NK geschaffen worden und stellen «eine der wenigen programmatischen Raumausmalungen des 16. Jahrhunderts» dar (B. Anderes).

Ausgehend von einem Stammbaum Christi erzählen sie auf zwölf Gewölbefeldern das Marienleben sowie die Geburtsgeschichte Jesu. Die «Genealogia domini nostri Jesu Christi» flankieren je vier Einzeldarstellungen von Heiligen in Ganzgestalt. Im nordwestlichen Joch begegnen uns Magnus, Barbara (mit der Malersignatur NK), Mauritius und Wolfgang; im südwestlichen sind es Scholastika (mit der Jahrzahl 1566), Wiborada, Notker und – wie gesagt – Columban.

Die Malereien hatten seit etwa der Mitte des letzten Jahrhunderts unter Tünche gelegen. Erst 1899 wurden sie – vor allem auf Initiative des St. Galler Architekten August Hardegger und des Zürcher Kunsthistorikers Johann Rudolf Rahn – freigelegt und einer gründlichen Restauration unterzogen.

Was das Bild-Medaillon Columbans anbelangt, sind wir in der glücklichen Lage, noch eine photographische Aufnahme aus der Zeit unmittelbar nach der Freilegung und vor den Wiederherstellungsarbeiten von 1899 zu besitzen. Es ist das einzige noch erhaltene Photo einer Malerei des Kapitelsaals in ihrem ursprünglichen Frei-



legungszustand und beweist, dass der damalige Restaurator, Christian Schmidt-Erni, durchaus nicht so willkürlich vorgegangen ist, wie ihm zum Teil vorgeworfen wurde. Er hat die vorhandenen Konturen ernst genommen und lediglich die Leerstellen wieder ausgemalt. Auch kleinste Details hat er aufgespürt, anscheinend nichts Bestehendes preisgegeben und nichts Neues hinzugefügt. Einzig in der Gestaltung des Gesichts des Heiligen mag er sich einige Freiheit genommen haben. Doch zeigt ein genauer Vergleich der Aufnahme von 1899 mit der Karte sche, wie sie sich seit der jüngsten Restaurierung von 1975/76 darbietet, auch in dieser Beziehung kaum einen wesentlichen Eingriff.

Gut erkennbar ist schon auf dem Photo von 1899 der reich gestaltete spitzovale Beschlagwerkrahmen, der dem Bilde Columbans den Anschein einer aufgehängten Tafel verleiht. Auch die phantastische Hintergrundarchitektur ist auf dem alten Lichtbild ziemlich genau zu erkennen: eine Turmspitze, eine dickbauchige, abgebrochene Säule (wir finden sie auch auf den Darstellungen der übrigen männlichen Heiligen, jedoch nicht bei den Frauen) sowie hängendes Strauch- und Flechtenwerk. Der Heilige selbst steht würdevoll, einem Standbild gleich, auf einem perspektivisch sich verjüngenden weiss-grünen Schachbrettboden. Er trägt die schwarze Gewandung des Benediktiners mit weit herab

Links:
Das Columbansbild im Jahr 1899, unmittelbar nach der Freilegung und vor der Restaurierung durch Christian Schmidt-Erni. Foto aus Nachlass Gaudy im Archiv der Eidgenössischen Denkmalpflege, Bern.

Oben:
Das Columbansmedaillon nach der Restaurierung durch das Atelier Oskar Emmenegger, Merlischachen SZ, 1975.

Rechts:
Der Heilige mit Nimbus, Abstab und Strahlensonne. Detailaufnahme des Ganzporträts im Kapitelsaal.

Rechts aussen:
Der Rabe mit dem Handschuh im Schnabel. Detailaufnahme der Bilddarstellung im Kapitelsaal.

hängenden Ärmeln und auf die Brust fallender Kapuze. Sein Haupt bedeckt das Birett. In seiner Rechten hält er den Abstab mit goldenem Knauf, und auf der Linken ruht das aufgeschlagene Regelbuch (Columban hat zwei Regeln und ein Bussbuch verfasst). Inmitten der Brust, auf Herzenshöhe, prangt eine goldgelbe Strahlensonne (seine Mutter soll sie während ihrer Schwangerschaft in einem Traumgesicht wahrgenommen haben), der – jedenfalls auf dem restaurierten Bild – Gesichtszüge eingezeichnet sind.

Das Gesicht des Abtes, vom Heiligenschein umleuchtet, wirkt ausgesprochen persönlich. Wir sehen es im Dreiviertelprofil. Auffallend ist das kräftige, fleischige Ohr. Der Backenknochen tritt hervor, die Wange ist fiebrig gerötet und eingefallen. Zwei tiefe Furchen rahmen den leicht nach unten gezogenen Mund. Mit weit geöffneten Augen, streng und etwas wehmütig zugleich, schaut der Mann in eine unbestimmbare

Ferne. Es ist das Antlitz eines Asketen, eines Visionärs. Ein bärisch kräftiger, wenn auch durch Entbehrungen und Nachtwachen gezeichneter Columban steht sinnend unerschütterlich vor uns.

Zu seiner Linken, genau unter dem geöffneten Regelbuch, steht auf einer Art Steinsockel ein Rabe. Den Körper hat er von Columban abgewendet, Kopf und Schnabel richtet er auf die den Abstab umfassende Hand. In seinem Schnabel hält er einen auf beiden Seiten zu gleich langen Teilen herabhängenden Fingerhandschuh.

Columban steht unbeweglich da, ohne von dem Vogel, sei es durch den Blick der Augen, sei es durch eine Bewegung, Notiz zu nehmen. Eine Beziehung zwischen den beiden wird lediglich durch die Kopfhaltung des Raben sowie durch die Farbgebung hergestellt. Schwarz ist das Gewand des Heiligen, schwarz das Gefieder des Tiers. Vor allem aber erscheinen fünf Attribute durch ihre gold-gelbe Farbe hervorgehoben und

miteinander verbunden: der Nimbus, der Knauf des Abstabes, die Strahlensonne, der Schnitt des Regelbuches und der Handschuh.

Eine Episode aus Columbans Leben

Wer das beschriebene Bild betrachtet hat, stellt sich unweigerlich die Frage, was jener schwarzbebrachte Vogel mit Columban zu schaffen habe. Was bedeutet der Handschuh in seinem Schnabel? – Es liegt nahe, um Antwort zu erhalten, die lateinisch geschriebene Lebensgeschichte des Heiligen aufzuschlagen. Sie wurde um 642/43 von dem aus Susa in Piemont stammenden Mönch und späteren Abt Jonas (um 600–665) verfasst. Dieser war höchstens drei Jahre nach Columbans Tod ins Kloster Bobbio, die letzte Gründung des Heiligen, eingetreten und hatte somit Gelegenheit, sowohl dort wie auch später in Luxeuil und anderswo noch zahlreiche Schü-



cum querens cuneum arietemq; parta
 rent. elapsus etruncus cuneus me
 dum frontem secavit. huc cuneum
 profluar sanguinis undas procligebit.
 Uidensque uir di columbanus de
 tecum of sanguinem fluentem sta
 tim interram orans ruit. Surgensq;
 salibo inlatum sanguinem redidit.
 ut uix cicatricis restigium rema
 neret. Alia que uice camadabum
 cipiens ueniret. beatus igitur
 columbanus in sepe fato. coenobio
 luxorio tegumenta manuum quor
 galli uuantos uocant. quos ad operis
 labore solitus erat habere. supra
 lapidem qui ante fores refectorii
 erat depositus. Moxq; quiete red
 dita. cor uir ales rapax aduolauit
 unumque ex eis rostro ferens abstu
 lit. Per acta refectoriorum hominum
 uir di rediens. tegum tamquam
 requirit. Cumq; omnes inter se
 conquererent qui abstulisset.

Das 15. Kapitel der Columbansvita des Jonas mit der Geschichte vom Raben, in der ältesten noch erhaltenen Abschrift aus dem späten 9. Jahrhundert.
 Stiftsbibliothek St. Gallen, Codex 553, S. 49 und 50.

ler und Begleiter des Meisters, also Augenzeugen, sprechen und befragen zu können. Seine Vita gilt demgemäß als für jene Zeit ungewöhnlich zuverlässig und glaubwürdig. Wir geben im folgenden den für das Verständnis unseres Medallions massgebenden Abschnitt aus dem 15. Kapitel der Vita in einer möglichst wortgetreuen deutschen Übersetzung wieder:

«Ein anderes Mal, als der selige Columban in das schon oft erwähnte Kloster Luxeuil essen kam, legte er die Handschuhe, die die Gallier *Wanten* nennen und die er bei der Arbeit für gewöhnlich trug, auf den Stein, der vor der Tür des Refektoriums lag. Bald darauf, als es ruhig geworden war, flog ein diebischer Rabe herbei, packte einen der Handschuhe mit dem Schnabel und trug ihn fort.

Als die Stunde der Mahlzeit vorüber ist, kommt der Mann Gottes heraus und vermisst seinen Handschuh. Da nun alle untereinander fragten, wer ihn wohl weggenommen habe, sagte

uir seire. Nullum alium esse quis
 ne comeatu aliquid adstringere pro
 sumpsisset. nisi alitem qui a noe di
 mir sur adarcam non remeauisset.
 Addiditque se nullomodo siropul
 los altitum. sirapax. futrum
 celeri uolatu non referret. Expec
 tanti bi fratribi in medio omnium
 cor uir aduolat male sublatum fut
 rum rostro reportat. nec se pennige
 ra conatur eri pere fuga sedmtr
 ante omnium conspectum oblitur
 fero etatis. ultiō nem ex pectat. que
 uir se abire imperat. Omnia eterni
 iudicior uirtutis quietantia suscium
 lir prestat. ut non solum hominum
 honoribus sed etiam cuium oboedi
 entia clarerent.

xvi

De CERUIS AC RECONDATI
 ONE ABSQUE EFFUSIONIS
 DAM NÅ FLUENTIS.

Patratum deinceps alud miniculū
 quod per beatum columbanum.

Die Handschuhe Columbans

Die Geschichte ist ohne Zweifel ebenso packend wie reizvoll. Wir wollen uns darum auch nicht zu eilig auf ihre Deutung stürzen, sondern beim Vorfall selber etwas verweilen. Columban hält sich in einem der drei von ihm um 590 gegründeten Vogesenklöster, im Hauptkloster Luxeuil, auf. Es geht gegen Abend, und er versammelt sich mit der zahlreichen Mönchsschar zur einzigen Mahlzeit des Tages. Bevor er aber den Essraum betritt, legt er ein paar Handschuhe auf einen Stein.

Dies ist verwunderlich. Wie kommt Columban dazu, Handschuhe zu tragen? Und dies erst noch, wie Jonas beiläufig bemerkt, bei der Arbeit? Dass der Abt in Feld und Wald selbst Hand angelegt hat, erstaunt uns nicht. – Noch in hohem Alter soll er mit Bärenkräften beim Wegschaffen von Baumstämmen geholfen haben (Vita 30). – Zu glauben aber, dass dieser so strenge, gegen sich selbst und andere harte Mann seine Hände zum Arbeiten umhüllt haben solle, fällt schwer. Schon weniger wundern wir uns, wenn Columbans Zeitgenosse Isidor von Sevilla (um 560–636) den Mönchen das Tragen von Handschuhen – auch von Pelzmänteln, Sandalen und Halbstiefeln – gestattet hat. Der spanische Abt erscheint insgesamt milder und grosszügiger als der kompromisslose Asket aus Irland.

Nun muss man wissen, dass im Alterum ebenso wie im frühen Mittelalter die Verwendung von Handschuhen bei der Arbeit anscheinend recht häufig war. Schon bei den alten Griechen trug man das Kleidungsstück, wenn Verletzungsgefahr bestand. So hören wir von Laertes, dem Vater des Odysseus, dass er sich beim Ausjäten von Unkraut gegen Stacheln und Dornen mit Handschuhen schützte. Die römischen Landwirtschaftstheoretiker geben uns weitere Hinweise darauf, wann, wo und wozu Handschuhe getragen wurden: so z. B. beim Abnehmen der Oliven, zum Schutz gegen «Wind, Kälte und Regen», «in den Wäldern, für die Feldarbeit und auf der Jagd». Dass auch zur Zeit unseres Heiligen Handschuhe durchaus in Gebrauch waren, bestätigt ein Fund in einem alemannischen Gräberfeld des 7. Jahrhunderts.

Dieser Sachverhalt könnte unseren Zweifel aber noch nicht ganz beseitigen. Die Tatsache, dass Columban ein rigoroser Asket war und sich vor Verletzungen oder gar Beschmutzungen bestimmt nicht gefürchtet hat, bleibt bestehen. Man muss aber bedenken, dass er mit ebenden Händen, mit denen er Unkraut ausraute und Bäume fällte, auch das Altaropfer vollzog. Mit seinen Händen berührte er die heiligen Geräte, mit seinen Händen brach er das Brot. Es ist zwar nicht bekannt, dass Geistliche vor 800 zum Got-

tesdienst Handschuhe getragen hätten. Aber gerade deshalb liegt die Vermutung nahe, sie könnten solche für schwerere und vor allem schmutzige Alltagsarbeiten angezogen haben, um damit die für die heilige Handlung bestimmten Hände nach Möglichkeit unversehrt und rein zu bewahren.

Das Kleidungsstück, das Columban «für gewöhnlich bei der Arbeit trug», dürfte also kaum Aufsehen erregt haben. So wollen auch wir uns zufriedengeben und nur noch fragen, welche Form es denn aufwies, aus welchem Material es hergestellt war und wie man es benannte.

Auf die letzte Frage gibt der Biograph Jonas selbst Antwort: «Wanten» habe man die Handschuhe bei den Galliern genannt. Dieses Wort muss ihm Eindruck gemacht haben, denn es war ihm fremd. In Oberitalien, seiner Heimat, gebrauchte man einen anderen Ausdruck: «manica» (von «manus» Hand) oder, umschreibend, «tegumenta manuum» (Handbedeckung). Seltsam ist nur, dass Jonas die Verwendung von «wantus» den «Gallieren» zuschreibt. In Wirklichkeit nämlich stammt das Wort nicht aus dem Keltischen, sondern aus dem Germanischen,

Rechts oben:
Der hl. Notker mit dem Höllen Hund und dem zerbrochenen Columbansstab in der Rechten (nach den Klostergeschichten Ekkards IV., Kap. 41, soll er damit das Untier verdroschen haben). Im Südwestjoch des Kapitelsaals.

Rechts unten:
Die hl. Scholastika, Schwester des Mönchsvaters Benedikt, mit dem Stab der Äbtissin, dem Regelbuch und einer Taube (ihr Bruder soll nach ihrem Tod gesehen haben, wie ihre Seele in der Gestalt einer weißen Taube gen Himmel flog). Im Südwestjoch des Kapitelsaals.

Unten:
Dem hl. Columban zugeschriebene Gebrauchsgegenstände: hölzerne, 1354 in Silber gefasste Trinkschale und Messer mit Griff aus Horn sowie ungeschliffener Klinge. Bobbio, Museo dell'Abbazia di S. Colombano.



genauer: dem Altniederfränkischen. Da aber «Gallia» in den Schriften des Jonas durchwegs das Frankenreich bezeichnet, dürfen wir annehmen, dass auch mit «Galli» im Grunde die «Franci», also die Franken, gemeint sind. «Wantus» hat sich in der lateinischen Literatur als Lehnwort bis ins Hochmittelalter halten können und lebt auch heute noch im französischen «gant», im italienischen «guanto» sowie im spanisch-portugiesischen «gante» fort.

Kommen wir nun auf die Form von Columbans Handschuhen zu sprechen. Waren es Fingerhandschuhe, wie es das Bild-Medaillon von 1566 glauben machen will? Oder müssen wir eher an Fäustlinge denken? Eine Schwierigkeit ergibt sich daraus, dass «wantus» beide Formen bezeichnen kann. Ursprünglich bedeutete es aber «Fäustling», und wohl nur ein solcher kann Columban «gestohlen» worden sein. Zur Arbeit wurden Fausthandschuhe getragen. Der Fingerhandschuh galt als Schmuckstück, das bald auch zum Prunkstück wurde, und ist an der Hand unseres Asketen nicht denkbar.

Als Arbeitskleidung müssen Columbans Handschuhe auch aus besonders strapazierfähigem Material bestanden haben. Die römischen Landwirtschaftslehrer sprechen mit Bezug auf die Landarbeit ausdrücklich von Lederhandschuhen. Auch die Fausthandschuhe, die im bereits erwähnten Gräberfeld des 7. Jahrhunderts gefunden worden sind, waren aus Leder gefertigt und innen mit weichem Tuch gefüttert. Ferner geht aus der Vita des heiligen Columban (Kap. 17) hervor, dass die Mönche von Luxeuil Schuhe aus Leder, und zwar Hirschleder, hergestellt haben. Sie müssen in der Lederbearbeitung also geübt gewesen sein. So dürfte der volkstümliche Künstler, dem wir die Bilddarstellung im Kapitelsaal von Marienberg verdanken, recht gehabt haben: Er hat den Handschuh im Schnabel des Raben gelb, d.h. als Lederhandschuh, gemalt.

Im Refektorium

Wir haben das Streitobjekt genügend – man möchte fast sagen: mit detektivischer Gründlichkeit – in Augenschein genommen und wollen es für kurze Zeit ebenso sorglos wie unser Heiliger auf dem genannten Stein liegenlassen. Zusammen mit ihm und den anderen Mönchen treten wir – trotz der strengen Klausur – in das Refektorium ein. Das Tischgebet wird gesprochen, dann herrscht Stillschweigen. Denn es steht geschrieben: «Das Werk der Gerechtigkeit ist Schweigen und Friede» (Jesaja 32,17; zitiert in der «Mönchsregel», Kap. 2). Man ist, was man auch schon am Vortag gegessen hat: Gemüse (Kohl, Rüben oder Bohnen), Mehlabrei und ein



wenig Trockenbrot. Dies ist der Speisezettel, den der Abt im 3. Kapitel seiner «Mönchsregel» selber zusammengestellt hat. Der Körper des Gottsuchers werde dadurch erhalten, meint er, ohne geschädigt zu werden. Bisweilen kommen, wie wir von Jonas erfahren, auch Fische auf den Tisch. Getrunken wird nicht etwa Wein, wie an der königlichen Tafel eines Theuderich, sondern Bier, «gebraut aus Getreide- und Gerstensaft».

Columban legt Wert darauf, dass keine asketischen Exzesse vorkommen. Denn, so schreibt er in seiner Regel, «die Chance des spirituellen Fortschritts wird durch eine Enthaltsamkeit, die das Fleisch ruiniert, stark vermindert. Wenn nämlich die Enthaltsamkeit das Mass überschreitet, tritt Laster anstelle der Tugend.» Darin kann man ihm wohl nur zustimmen. Das Mass scheint er freilich ganz anders bestimmt zu haben, als wir es vermutlich tun würden. Im Interesse desselben spirituellen Fortschritts fordert er häufiges und strenges Fasten. Die Mönche sollten den Körper zwar nicht aufreiben, ihn aber auch ja nicht verwöhnen. Vom Abt selbst wird berichtet, dass er sich immer wieder zum Fasten und Beten in die Einsamkeit zurückgezogen habe. In solchen Zeiten hat er seinen Durst nur mit Wasser gestillt und kaum mehr als einige kleine Äpfel und etwas wildes Gras gegessen.

Der «diebische» Rabe

Man fragt sich, ob zum Zeitpunkt unseres kleinen Zwischenfalls in Luxeuil gerade gefastet wurde. Der nachfolgende Versuch einer Datierung der Begebenheit könnte dafür sprechen. Nach der auf jeden Fall sehr kargen Mahlzeit verlässt die Klostergemeinde den Speiseraum. Columban will zu seinen Handschuhen greifen und vermisst einen davon. Ein Rabe hat die Essenspause benutzt und sich mit dem Kleidungsstück des «Mannes Gottes» davongemacht. Ob schon ihn niemand gesehen hat, weiss Jonas zu berichten, er habe das «corpus delicti» (das «Diebsgut») nicht mit den Krallen, sondern mit seinem Schnabel, dem langen, schwarzen, gekrümmten Schnabel, weggetragen. Wie kommt dieser Rabe dazu? (Wir wollen annehmen, es sei wirklich ein Rabe, ein Kolkrabe, gewesen, und nicht etwa eine Krähe, mit der er ja oft verwechselt wird.) Ist er tatsächlich so diebisch, wie man es seiner nahen Verwandten, der Elster, geradezu sprichwörtlich nachsagt?

Zu den hervorstechenden Eigenschaften des Raben gehört sicher die Neugier. Ein auffallender Gegenstand, besonders wenn er sich bewegt oder wenn er gar glänzt, zieht ihn unweigerlich an. Die Handschuhe Columbans, von der Abendsonne etwas beschienen, vielleicht auch vom Winde ein wenig bewegt, konnten ihm durchaus ins Auge stechen. Zudem spielt der Rabe gern, er besitzt einen ausgesprochenen «Hang zum Herumprobieren» (K. Lorenz). Nicht selten versteckt er alle möglichen Dinge, sei es im Boden, sei es hinter Rinden oder anderswo. Nichts quält den intelligenten Vogel mehr als Langeweile.

Hat sich unser Rabe also nur zum Zeitvertreib mit Columbans Handschuhen beschäftigt? Wohl kaum. Erinnern wir uns an die Drohung, die der Abt ihm gegenüber ausspricht: «Er werde die Jungen auf keine Weise füttern, wenn er das Diebsgut nicht in raschem Flug zurückbringe.» Die Jungen! Ich möchte vermuten, sie seien zwar noch nicht da, aber der Rabe bauet an ihrem Nest. Vielleicht in einer Felsnische, vielleicht auf einem hohen Baum, einer alten Buche oder Fichte. Noch heute ist Luxeuil von grossen Wäldern umgeben, und auch steinige Nischen und Grotten finden sich in seiner Umgebung. Wenn unsere Annahme stimmt, baut Columbans Rabe mit seinem Partner, auch wenn dieser in der Vita nicht erwähnt wird.

Die Rabenhorste werden sehr stabil gebaut und komfortabel ausgestattet: «Erst wird ein Rohbau aus groben Ästen errichtet, zwischen die das Paar Erdklumpen, Gras, Moos oder Steine steckt. Es folgt der Muldenfilz aus kleineren Ästchen, die mit Moos, Lumpen und ähnlichem un-

ter Drück- und Strampelbewegungen verfestigt werden, dann der Muldenrand aus Grashalmen, Fasern und anderen schmiegamen Baustoffen» (W. Wüst). Der Handschuh hätte also etwa für den Muldenfilz verwendet werden können oder für das Muldenpolster. Auf jeden Fall hätte er als Nestbestandteil jahrelang gedient. Denn Raben, die – wie man weiss – in Dauerehe leben und überdies sehr alt werden, benutzen einen Horst immer wieder. So kann er denn mit der Zeit auch beträchtliche Ausmasse annehmen: Es ist von einem Meter Höhe und anderthalb Metern Breite die Rede. Nur die Nestmulde ist verhältnismässig klein.

Die Raben nisten früh, bereits im Februar. In diesem Monat könnte sich unser kleiner Vorfall also auch ereignet haben. Ob es eher das Männchen oder das Weibchen gewesen ist, das den «Diebstahl» begangen hat? Wenn unsere Vermutung, dieser habe sich im Zusammenhang des Nistgeschäfts zugetragen, stimmt, fielet der Verdacht auf das Weibchen. Bei Krähen jedenfalls, die mit den Raben eng verwandt sind, wurde festgestellt, dass sie sich in die Arbeit teilen: «Das Männchen übernimmt mehr das Herbeitragen abgerissener Zweige und das Weibchen die Inneneinrichtung» (O. Fehringer).

Es mag noch gefragt werden, ob es sich bei dieser mutmasslichen Rabenfrau um einen wilden oder einen zahmen Vogel gehandelt habe. Ich möchte das zweite annehmen. Die Drohung des Heiligen, er werde gegebenenfalls die Jungen nicht füttern, spricht dafür. Wenn er sie diesmal nicht füttern will, so wird er es früher getan haben. Nicht etwa, weil Raben für ihre (drei bis sechs) Jungen nicht richtig sorgen würden. Im Gegenteil! Trotz ihres sprichwörtlichen Rufes kümmern sie sich um ihre Brut vorbildlich. Rastlos schaffen sie Nahrung herbei. Brennt die Sonne, besprengen die Eltern die Nestlinge mit Wasser, ja bohren sogar eine Öffnung in den Boden der Mulde, damit ihnen kühle Luft zufließt. Schlägt das Wetter um (die Aufzucht fällt hauptsächlich in den Monat April), so werden die Jungen auf dem Nestgrund förmlich eingegraben.

Nicht weil die Raben «Rabeneltern» wären, hat Columban also die Vogelkinder gefüttert, sondern weil er die Tiere liebte. Auch mit anderen Tieren, so erzählt uns die Vita, soll er vertraulichen Umgang gehabt haben. Wilde Tiere und Vögel seien in der Waldeinsamkeit zu ihm gekommen, und er habe sie gestreichelt. Raubvögel hätten vor ihm gespielt und geschwänzelt, das Eichhörnchen sei auf seinen Schoss gehüpft und habe sich sogar von ihm fassen lassen. Chanoald, der spätere Bischof von Laon, eine vertrauenswürdige Persönlichkeit also, habe das wunderliche Treiben «oft beobachtet», «und er

Der Kolkrabe im Anflug.
Foto Christian Helmle, Thun.



könne es auch bezeugen». Zweimal versichert uns Jonas der Bereitschaft des Bischofs zum Zeugnis. Auch betont er, dass er Chagnoald von Columbans Umgang mit den Tieren selber erzählen gehört habe (Vita 17).

Columban müsste kein Ire gewesen sein, hätte er die Tierwelt nicht ins Herz geschlossen und mit ihr freundschaftlich verkehrt. Auch von anderen irischen Heiligen werden zahllose Geschichten überliefert, die mit Tieren zu tun haben. Im grossen Quellenwerk von Charles Plummer sind sie abgedruckt. In der Sammlung von Joseph Bernhart, die unter dem Titel «Heilige und Tiere» einschlägige Erzählungen aus aller Welt enthält, bezieht sich nahezu ein Drittel auf die Heiligen Irlands.

Wenn Columban den Raben und seine Verhaltensgewohnheiten kannte, so erklärt es sich zwangslässig, dass er, kaum hatte er den Verlust seines Kleidungsstücks wahrgenommen, eben diesen Vogel als den «Dieb» bezeichnete. Jonas scheint freilich anderer Meinung zu sein. Die Mönche sollen ratlos dagestanden sein und keine Ahnung gehabt haben, wer den Handschuh weggenommen haben könnte. So muss der Leser glauben, die Kenntnis des Sachverhalts sei dem Heiligen auf aussergewöhnlichem Wege, wenn man so will: hellseherisch, zuteil geworden. Nun wollen wir ihm die Fähigkeit, zu sehen, was andere nicht sehen konnten, ja nicht etwa leichtfertig absprechen. Ein andermal soll er erkannt oder, wie Jonas schreibt, «in einem Gesicht erfahren» haben, dass in Luxeuil eine offenbar epidemische Krankheit ausgebrochen war. Er lebte zu jener Zeit abgeschieden in einer Felsenhöhle (Vita 12). In unserm Zusammenhang scheint mir die Annahme besonderer «Eingebung» nicht notwendig. Columban dürfte deshalb sogleich an den Raben gedacht haben, weil dieser zahm und sein Freund war.

Schwieriger ist die Frage zu beantworten, wie der Rabe dazu kam, auf die Drohung des «heiligen Mannes» unverzüglich daherzufliegen. Wir sehen ihn, den imposanten Vogel – er wiegt immerhin rund zweieinhalb Pfund –, wie er mit eingezogenen Flügeln herniederstürzt, kurz abremst und fast schwerelos inmitten der Mönchsschar landet. Vielleicht wackelt er noch ein paar Schritte auf Columban zu und legt den Handschuh vor seine Füsse. – War es Telepathie, durch die der Abt den Vogel zitierte? Kam eine besondere Macht des Heiligen über Tiere und Menschen ins Spiel? Wir wollen auch solche Überlegungen nicht von vornherein ausschliessen. Die Tierparapsychologie weiss von Beobachtungen an Pferden, Hunden und Katzen zu berichten, die aufhorchen lassen. Von Untersuchungen mit Raben ist mir allerdings nichts bekannt. Und in unserem Fall lassen sich zudem



Der Kopf des Kolkrahen.
Foto Christian Helmle, Thun.

durchaus «natürliche» Erklärungen denken. Vielleicht hat der Rabe den Freund mit seinen scharfen Augen erspäht und ist aus purer Anhänglichkeit herbeigeflogen. Vielleicht hat er Columbans Stimme gehört – sie dürfte unverneinbar gewesen sein – und hat sich deshalb in Bewegung gesetzt. Möglich auch, dass der Abt den Vogel gerufen hat, obwohl in der Vita davon nichts verlautet.

Aber warum hat der Schwarzfrack den Handschuh mitgebracht? War er noch gar nicht zum Nest zurückgeflogen und hatte das Leder noch immer im Schnabel? War der Nisttrieb unvermittelt in den Spieltrieb umgeschlagen? Wir wissen es nicht. Nur dies dürfte klar sein, dass er nicht aus moralischen Skrupeln zurückgekehrt ist, auch wenn er – wie es den Mönchen schien – ganz schuldbewusst dastand. «Er versucht nicht, fliegend die Flucht zu ergreifen, sondern scheu, seiner Wildheit vergessend, steht er vor den Augen aller und wartet auf die Strafe.»

Dieses Gebaren hat begreiflicherweise Erstaunen hervorgerufen. Ein Rabe wirkt für gewöhn-

lich ja ausgesprochen robust und vital. Ausserdem kann ein zahmer Vogel geradezu frech und aufdringlich werden. Wenn sein Benehmen nun fast scheu anmutete, so hat er offensichtlich das ihm angeborene Beschwichtigungsverhalten angenommen. Das heisst, er machte sich klein und dünn, zog den Kopf zwischen die Schultern, stellte vielleicht den Schnabel hoch, sah zur Seite oder starre auf den Boden, bettelte möglicherweise sogar wie ein Jungvogel. So verhält sich ein Kolkrabe einem Partner gegenüber, den er als stärker und überlegen anerkennt. Er versucht ihn damit friedlich zu stimmen, zu beschwichtigen.

Columban hat sich beschwichtigen lassen und dem Raben den Laufpass gegeben. Dieser erhebt sich mit seinen prächtigen Schwingen – sie haben eine Spannweite von bis zu 130 Zentimetern – und verschwindet. Die Mönche bleiben zurück und stellen Gedanken an. Für sie gewinnt das eben Erlebte eine tiefere Bedeutung. Von ihrer Deutung des Vorfalls sei im folgenden die Rede.

Der Rabe des Noah

Wie die Mönche von Luxeuil und offenbar auch Columban selber den Vorfall mit dem Raben verstanden haben, geht deutlich aus Jonas' Schlussbemerkung sowie aus der von Columban hergestellten Beziehung zum Raben Noahs hervor. Dieser spielt in der Geschichte der christlichen Heilslehre eine bedeutende Rolle. In Genesis 8,7 wird von ihm berichtet, Noah habe ihn vor der Taube ausgesandt, um Kunde über den Stand des Wassers zu erhalten. Dann erfahren wir aber lediglich: «Er flog hin und her, bis die Wasser auf Erden vertrocknet waren.» Diese Aussage ist so unklar, dass sich auch der bedeutende Alttestamentler Gerhard von Rad in seinem Kommentar zur Stelle die Frage stellt: «Ist der Sinn des Satzes wirklich der, dass der Rabe nicht mehr in die Arche zurückgekehrt ist?» Für die Septuaginta, die massgebende griechische Übersetzung des Alten Testaments aus vorchristlicher Zeit, ist der Fall bereits klar. Dort lesen wir: «Der Rabe flog aus und kehrte nicht zurück, bis das Wasser von der Erde vertrocknet war.»

So fragen die Kirchenväter nur noch, warum er nicht zurückgekehrt sei. Der heilige Augustin (354–430) zitiert «die Vermutung vieler», «er habe sich auf einem Kadaver niederlassen können, was die Taube von ihrer natürlichen Anlage her verschmäht». «Von einer umhertreibenden Leiche angelockt» hat er den auf ihn wartenden Noah im Stich gelassen. Der Rabe wurde damit zum Sinnbild sowohl der Unreinheit als auch der Treulosigkeit und des Ungehorsams.

Ebenso wird er verstanden als Repräsentant der Ungläubigen, Abgefallenen und Irrlehrer. Hilarius von Poitiers (um 315–367) behauptet in seiner Erklärung zu Psalm 146,9: «Da die Arche Vorbild der Kirche war, ist jener, der sie verliess, obwohl er sonst nirgends bestehen konnte, ein Bild des Sünders, der es vorzieht, bei den Eitelkeiten der Welt zu verweilen, während er doch in dieser Zeit nirgends sonst geborgen ist als in der Kirche.» Auf dem berühmten Trierer Sarkophag aus altchristlicher Zeit ist die Arche Noah demgemäß «als Bild der Kirche dargestellt und der Rabe als Symbol der von ihr Getrennten» (D. Forstner). Er steht ausserhalb der Arche.

Ganz anders die Taube. Sie ist zurückgekehrt, hat sich mit Aas nicht verunreinigt, noch bei den Eitelkeiten dieser Welt verweilt. Sie wird zum Inbegriff alles Guten, Heiligen und wahrhaft Christlichen werden. Ambrosius von Mailand (334–397) formuliert den Gegensatz knapp und eingängig: «Ut corvus malitiam, sic virtutem columba exprimit.» – «Wie der Rabe die Bosheit zum Ausdruck bringt, so die Taube die Tugend.» Augustin sodann vereinfacht folgender-



massen: «Welche sind die Raben? Die das Ihrige suchen. Welche sind die Täuben? Die das suchen, was Christi ist.» Am weitesten geht Hieronymus (um 347–420), der im Rabe «einen überaus abscheulichen Vogel, d.h. den Teufel» sieht. Die Taube erscheint demgegenüber als Symbol des heiligen Geistes. Sie ist des Raben Gegenbild und Gegenspielerin.

Wir werden kaum fehlgehen in der Annahme, dass auch Columban im Rabe seinen Gegenspieler geschenkt hat. In seinen Briefen nennt

Arche Noah mit Rabe und Taube. Illumination im Psalter Ludwigs des Heiligen, entstanden zwischen 1253 u. 1270 (Paris, Bibl. nat., Ms. lat. 10525, fol. 3 v). Foto Akadem. Druck- und Verlagsanstalt, Graz (zugesandt von Silja Walter, Kloster Fahr).

sich der Heilige selbst stets «Columba». Dies ist das lateinische Wort für «Taube». Und auf diese Bedeutung seines Namens legt er offensichtlich Gewicht. So erklärt er im Brief an Papst Bonifaz IV., er heisse hebräisch «Jonas», griechisch «Peristerá», vor allem aber lateinisch «Columba». Alle drei Wörter bezeichnen die Taube. Auch im ersten erhaltenen Brief nennt sich Columban «Bariona (vulis Columba)», und an zwei weiteren Stellen (im 2. und 4. Brief) spielt er auf Jona an. An einem Ort (im 5. Brief) nennt er sich gar «Palumbus», was soviel bedeutet wie «Ringeltaube». Ob der irische Abt sich selber ausschliesslich «Columba» nannte und von den andern auch ebenso genannt wurde oder ob schon zu seinen Lebzeiten auch die Namensform «Columbanus» in Gebrauch war, ist bis heute umstritten. Der Biograph Jonas gibt dieser zweiten Form, die voller und dem Lateinischen gemässer ist, den Vorzug.

Gehorsam

Columban tritt dem Raben allerdings nicht nur als «Taube» entgegen, sondern auch in seiner Eigenschaft als Abt; wenn wir so wollen: als zweiter Noah. Zahm, wie er wohl war, haben die Mönche den schwarzgefiederten Vogel anscheinend trotz des Verdikts des Hieronymus recht unbedenklich als ihresgleichen betrachtet und ihn offenbar auch zur klösterlichen Gemeinschaft gezählt. Damit verstand er aber dem Regiment des Abtes und hatte diesem zu gehorchen. – Doch was tat er? «Ohne Erlaubnis» wagte er etwas anzurühren. D.h., er handelte eigenmächtig und machte sich damit des Ungehorsams schuldig. Ja, mehr noch: Indem er den Handschuh des Abtes «stahl», machte er diesem den Rang streitig. Der Handschuh vertritt die Hand, und die Hand ist seit je ein unmissverständliches Macht- und Herrschaftssymbol. Der «Diebstahl» des Raben bedeutete also nicht irgendeinen geringfügigen Verstoss gegen das mönchische Gehorsamsgebot, sondern stand für Gehorsamsverweigerung, Rebellion und Usurpation schlechthin.

Die Mönche haben gewiss nicht vergessen, dass ihr kleiner Bruder bei aller Zugehörigkeit zu ihrer Gemeinschaft – auch bei aller geistigen Regsamkeit – im Grunde eben doch ein Vogel war. Und geradezu humoristisch wirkt Columbans Drohung, die Jungen des Schelms nicht (mehr) zu füttern, wenn er das «Diebgut» nicht schleunigst zurückbringe. (Bei seiner Tierliebe wäre eine solche Hartherzigkeit ja höchst unwahrscheinlich gewesen.) Dem mönchischen Leser der Columbansvita, der im Tun des Raben ein mögliches menschliches Vergehen erkennen

konnte, musste aber doch das Blut stocken. Denn wie die Schriften des irischen Abtes zeigen, mass er dem Gehorsam die grösste Bedeutung unter allen mönchischen Tugenden zu. Ja, er sah in ihm eine Art Kardinaltugend, die alle übrigen Weisenszüge eines vollkommenen Lebens in sich schliesst.

Gleich der erste Artikel der sogenannten «Mönchsregel» trägt die Überschrift: «De oboedientia»- «Über den Gehorsam», und im ersten Satz wird verlangt: «Auf das erste Wort des Abtes sollen alle, die es hören, aufstehen und gehorchen.» Mit der Forderung des Gehorsams endet die Regel auch: Die Pflicht des Mönches sei es, «zu gehorchen und zu erfüllen, was ihm aufgetragen wurde».

Demut

Warum legt Columban solches Gewicht auf die Einhaltung des Gehorsams? Auf diese Frage geben vor allem seine anscheinend in Mailand vor

Statue des hl. Columban über dem Hauptportal der Pfarrkirche Rorschach (nach Kaplan Arthur Kobler wahrscheinlich bei der Renovation 1886 in die Portalniche eingefügt).



seinen Mönchen gehaltenen Predigten sowie die Regeln Aufschluss. Danach ist die Ursünde des Menschen nicht etwa die «concupiscentia» – die «Geschlechtsgier», die der Asket Columban allerdings auch nicht wenig verachtete, sondern die «superbia», ein Wort, das mit «Hochmut» wohl zu harmlos übersetzt würde. Es bezeichnet vielmehr den Fehler, aus eigener Machtvollkommenheit jemand sein zu wollen; Macht, Ansehen und Geltung zu beanspruchen; stolz und egoistisch zu sein. Dagegen muss der Mensch ankämpfen. Und den Sieg erringen wird er zuerst und vor allem durch den bedingungslosen Gehorsam. In dem Mass, in welchem einer Gehorsam lernt, zerfällt sein Machtstreben. Denn durch Gehorsam lernt er Demut. «Humilitas» und «mansuetudo», «Demut» und «Sanftmut», sind die Grundlagen der christlichen Existenz. «Eradicemus superbiam, plantemus humilitatem!» – «Rotten wir die Demut!» ruft Columban deshalb seinen Mönchen zu. «Lasst uns nicht stolz sein, sondern demütig und mild!»

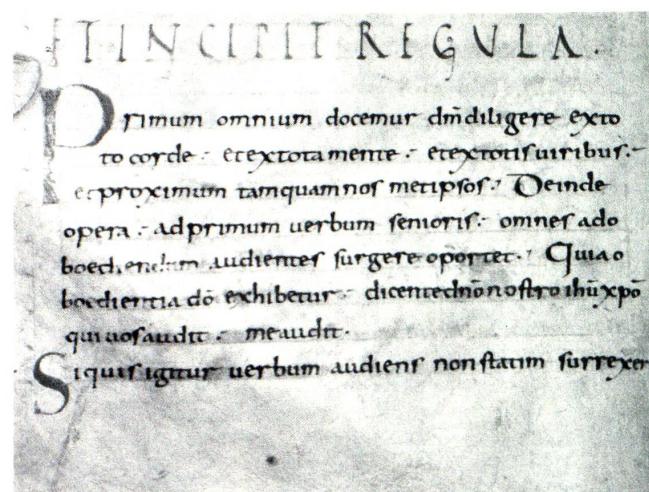
Die wahre Demut hat aber nichts zu tun mit Kriecherei, Lippenbekenntnissen und Körperverrenkungen, sondern es ist die Demut Gott gegenüber, Liebe und Hingabe. So steht als Lösung

über der ganzen «Regel für die Mönche» – noch vor dem ersten Artikel «Über den Gehorsam» – das Wort: «Zuerst vor allem werden wir gelehrt, Gott zu lieben aus ganzem Herzen, mit dem ganzen Denken und aus allen Kräften – und den Nächsten wie uns selbst (Mk. 12, 30f.); danach die Werke.»

Das Leben in Demut und Liebe schildert uns der Biograph Jonas sehr eindrücklich im 5. Kapitel seiner Vita des Heiligen. Hier lesen wir: «Solch vollkommene Demut herrschte bei [Columban], dass – wie die Vornehmen dieser Welt nach Ehren suchen – er und seine Gefährten gerade umgekehrt sich in der Demut einander zuvorkommen wollten, ganz im Gedanken an das Gebot: „Wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden“ (Mt. 23, 12) und an das Wort Jesajas: „Ich schaue nur auf den, der demütig und bescheiden ist und Ehrfurcht hat vor meinem Wort“ (Jes. 66, 2). Ergebenheit und Liebe waren so gross, dass es bei allen nur ein Wollen und nur ein Nichtwollen gab. Bescheidenheit, Nüchternheit, Sanftmut und Milde zeichneten sie alle in gleicher Weise aus. Verbannt hatten sie das Laster der Trägheit und der Zwietracht, hochgestochene Anmassung und Überheblichkeit hielten sie durch harte Zucht fern, gefährlichen Zorn und schädlichen Neid vertrieben sie in wacher Aufmerksamkeit. So grosse Geduld, solch liebende Zuneigung und solch eifrige Milde herrschten unter ihnen, dass man gar nicht zweifeln kann, der gütige Gott habe selbst mitten unter ihnen gewohnt. Fanden sie dann doch einen, der in jene Laster fiel, dann bemühten sich alle mit gleichem Recht, den Nachlässigen zurechzuweisen. Allen war alles gemeinsam. Wollte sich einer etwas als Eigentum anmassen, dann wurde er von den übrigen getrennt und durch Busse gestraft. Keiner wagte dem andern zu widersprechen oder ein hartes Wort zu sagen, so dass man sehen konnte, dass hier in menschlicher Gemeinschaft ein engelgleiches Leben geführt wurde.»

Bei seiner Schilderung dürfte Jonas gewiss auch das vorbildliche Gemeinschaftsleben der urchristlichen Gemeinde in Jerusalem, wie es Lukas im 4. Kapitel der Apostelgeschichte beschreibt, sowie das Regelwerk Columbans vor Augen gehabt haben. Wir werden der Mönchsgemeinde in «Gallien» also kaum unrecht tun, wenn wir annehmen, das Bild, das Jonas zeichnet, spiegelt eher das Ideal denn die Wirklichkeit wider. Darauf deutet ja auch die Feststellung, das Gemeinschaftsleben der Mönche sei «engelgleich» gewesen.

Columban selber betont unablässig, dass ein Leben im Gehorsam den gläubigen Menschen Christus gleichförmig mache. «Nicht wie ich will, sondern wie du willst», habe der Heiland im Garten Gethsemane betet (Mt. 26, 39). Zu



Anfang der «Mönchsregel» Columbans.
Stiftsbibliothek St.Gallen,
Codex 915 (9. Jh.), S. 155.



Irisches Sonnenkreuz:
Cross of Muiredach, Westseite,
Monasterboice (aus: Jakob Streit
1977, Abb. 30).

seinen Jüngern habe er gesagt: «Ich bin aus dem Himmel herabgekommen, nicht damit ich meinen Willen tue, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat, des Vaters» (Joh. 6, 38). Schliesslich schreibe Paulus in seinem Philipperbrief: «Diese Gesinnung heget in euch, die auch in Christus Jesus war. Der, als er in Gottes Gestalt war, es nicht für einen Raub hielt, gleich wie Gott zu sein; sondern er entäusserte sich selbst, indem er Knechtsgestalt annahm; und der Erscheinung nach wie ein Mensch erfunden, erniedrigte er sich selbst und wurde dem Vater gehorsam bis zum Tod, ja, bis zum Tod am Kreuz» (Phil. 2, 5-8).

Darum gelte: «Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und mir nachfolgt, der ist meiner nicht wert» (Mt. 10, 38). Christus war demütig, und wir sollen seine Demut lernen, indem wir das Joch Christi auf uns nehmen und uns selber absterben. So wird Christus, der demütige und dennoch erhabene König, in uns regieren. Wir werden Christus gehören, nicht mehr uns selbst, oder, wie Paulus sagt: «Ich lebe, aber nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir» (Gal. 2, 20).

Dieses Streben nach Gleichförmigkeit «mit dem erniedrigten und gehorsamen Jesus Christus ... im Gehorsam und Kreuztragen» hat ein Kenner der frühmittelalterlichen Spiritualität, Arnold Angenendt, schon als «Columbans monastische Grundidee» bezeichnet. Es stellt sich nur noch die Frage, wie der Abt Columban selbst, dem der Gehorsam geschuldet wurde, das Ziel seines Lebens zu erlangen glaubte. Gewiss soll auch er gehorsam sein. Indem die Instanz, auf die er zu hören hat, nicht sichtbar in Erscheinung tritt, hat er es aber bedeutend schwerer. Dass er sich der besonderen Schwierigkeit seiner Lage – wie andere Äbte sicherlich auch – durchaus bewusst war, geht aus seinem 4. noch erhaltenen Brief hervor, den er, in grösster Seelennot und Sorge um den Konvent, vor seiner erzwungenen Einschiffung in Nantes an die Mönche in Luxeuil geschrieben hat. Darin verlangt er von den Brüdern einen Gehorsam «in Liebe und Treue», mahnt aber zugleich seinen Nachfolger Attala, auf der Hut zu sein. «Denn die Liebe (der Mönche) wird eine Gefahr für dich sein.»

Theologisch war der Sachverhalt klar. Der Gehorsam des Mönchs gilt eigentlich nicht dem Abt, sondern Gott. «Gott wird der Gehorsam geleistet», heisst es ausdrücklich zu Beginn der «Mönchsregel». Und überdies wird das Wort Jesu angeführt: «Wer euch hört, der hört mich» (Lk. 10, 16). Trotzdem: Die Gefahr des Machtmissbrauchs war und ist gross, und Columban wird wohl gewusst haben, warum er sich stets von neuem zum Gebet in die Einsamkeit zurückzog.



Der Missionar Columban weist seine Zuhörerinnen auf Christus am Kreuz. Vergoldete Relieftafel von Laurenz Schmid aus Konstanz an der Kanzel der Pfarrkirche Rorschach (geschaffen 1784).

Reue und Umkehr

Die Gehorsamsforderung stand also unter den Geboten der columbanischen Regel zuoberst, und der Rabe hatte dagegen verstossen. Den Handschuh, als Symbol der Macht, hatte er an sich gerissen. Er hatte, im Sinne von Philipper 2,6, einen «Raub» begangen. Aber dann brachte er den Handschuh wieder zurück, machte also gut, was er «verbrochen» hatte. Er stand reumüttig da, legte die «Wildheit» seines Wesens ab und «wartete auf die Strafe». Dieses Verhalten entspricht exakt den Bussübungen, die im columbanischen Mönchtum von einem Dieb verlangt wurden. Im sog. «Poenitentiale», das auch die Busstarife für zahlreiche andere Vergehen bestimmt, sind sie aufgeführt. Danach heisst Busse tun nicht einfach, das zu Büssende fortan unterlassen, sondern es beweinen und bereuen. Hat einer etwas gestohlen, dann muss er die Sache zuerst wiedergutmachen. Sodann muss er Busse tun: der Mönch und der Kleriker ein ganzes Jahr lang bei Wasser und Brot, der Laie 120 Tage lang, ebenfalls bei Wasser und Brot.

Diese Strafe blieb dem Raben, Gott sei Dank, erspart. – Er musste ja seine Jungen füttern. – Ein bisschen sollte er aber gleichwohl noch schmoren, indem der Abt, wie es scheint, ihn einige Augenblicke auf die Strafe warten liess. Aber diesmal wartete der Vogel. Weggeflogen ist er erst, nachdem er die «Erlaubnis» dazu erhalten hatte.

Die Wiedergutmachung und das reuige Warten auf den Befehl des Meisters brachten es an den Tag: Der Rabe hatte sich bekehrt. Er hatte seine Lektion gelernt. Aus Saulus war Paulus geworden, aus einem Ungehorsamen ein Gehorsamer. Vom Gehorsam der Vögel spricht Jonas denn auch abschliessend. Die Bekehrung zum Gehorsam ist die Botschaft, die er mit seiner Geschichte ausrichten will. Indem der Maler auf Mariaberg den Raben genau unter das geöffnete Regelbuch stellte, hat er ebendiese Botschaft zum Ausdruck gebracht.

Ist Jonas der erste gewesen, der dem Raben einen «Gesinnungswandel» zutraute? Augustinus zwar sieht im Raben geradezu das Muster des unbussfertigen Sünders, der mit seinem «Cras, cras!» – «Morgen, morgen!» die Bekehrung stets auf den folgenden Tag verschiebe. Andere Kirchenväter aber versäumen es nicht, der Rabensymbolik eine gute Wendung zu geben. So erinnert sich der bereits erwähnte Hilarius von Poitiers daran, dass es ein Rabe war, der den Propheten Elia mit Nahrung versorgt hatte (1. Kg. 17, 6). Er schliesst daraus: «Zur Ernährung eines so grossen Propheten war also dieser Vogel – ein Sinnbild des Sünders – aussersehen. Da nämlich das ersterwählte Volk sich als verwerflich erwiesen hatte, wurde das Wort Gottes, nach dem der Prophet hungert und dürstet, durch den Dienst derjenigen dargeboten, die einst Sünder

waren.» Papst Gregor der Grosse (um 540–604) vergleicht den Raben mit dem gelehrten Prediger. Sie beide rufen oder schreien nach seiner Meinung deshalb so laut, weil sie an ihre Sünden denken, an die sie zudem durch ihre schwarze Farbe, d.h. ihre Hässlichkeit, erinnert werden. Der Rabe besitzt also ein «Sündenbewusstsein». So ist es nicht verwunderlich, wenn er auf dem erwähnten Sarkophag in Trier «sehnsüchtig, mit halboffenem Schnabel, zu den geborgenen Insassen» der Arche hinaufblickt, «als wollte er Reue über sein Fernbleiben ausdrücken» (D. Forster).

Weitere Geschichten über Gehorsam und Ungehorsam

Da das Gehorsamsmotiv bei Columban selber und bei den seiner Regel unterstellten Mönchen so zentral war, erstaunt es nicht, dass Jonas in die Vita des Heiligen noch weitere Erzählungen und Berichte zum selben Thema aufnahm. So erfahren wir auch von anderen Tieren, dass sie «dem Befehl des Mannes Gottes gehorcht» hätten (Vita 17). Einem Bären, der sich in einer Felshöhle niedergelassen hatte, die dem Heiligen selber als vorübergehende Behausung geeignet schien, soll er «mit sanften Worten» gebeten haben, wegzu gehen. Und siehe, «das brave Tier ging fort und wagte nicht mehr zurückzukehren» (Vita 8). Einem anderen Bären verbot der Abt, sich über einen Hirschkadaver herzumachen, da das Fell in der Schuhmacherei des Klosters verwendet werden könne. Auch er wurde «sanft» und liess den toten Hirsch «gutmütig» und «ohne Gebrumm» liegen (Vita 17).

Besonders köstlich ist schliesslich jene Geschichte, die von einem Petz bei Bregenz berichtet. Dieser soll gleich Columban und seinem Diener Chagnoald (der später unbedenklich mit Magnoald/Magnus identifiziert wurde) Appetit auf die kleinen Äpfel jener Gegend, «Bullugas» genannt, gehabt haben. Da befahl Columban dem Chagnoald, die äpfeltragenden Bäume zwischen sich und dem Bären aufzuteilen. Jeder sollte seinen Anteil haben. Tatsächlich habe sich das Tier an den Schiedspruch des Abtes gehalten. «Ganz wunderbar war der Gehorsam der Bestie», schreibt Jonas. «Sie wagte keineswegs von dem verbotenen Teil zu fressen, sondern suchte ihre Nahrung nur in dem für sie bestimmten und ihr zugestandenen Teil der Früchte, solange der Mann Gottes an jenem Ort weilte» (Vita 27).

Ebenso aufschlussreich sind jene Geschichten, die vom Segen des Gehorsams und dem Fluch des Ungehorsams bei Menschen berichten. Einmal geht der Cellerar in den Keller, um den Krug mit Bier zu füllen. Er hat den Stöpsel schon aus dem





Links oben:
Columban und Magnus mit von Gott geschenkten Vögeln bei Bregenz (Columbansvita 27).
Stiftsbibliothek St.Gallen, Codex 602
(entstanden Mitte des 15. Jh.s), S. 161.

Links unten:
Chagnoald (in der Magnusvita zu Magnoald geworden) teilt dem Bären seinen Anteil an den Äpfeln zu (Columbansvita 27).
Stiftsbibliothek St.Gallen, Codex 602
(entstanden Mitte des 15. Jh.s), S. 159.

Links:
Das Bierwunder (Columbansvita 16).
Stiftsbibliothek St.Gallen, Codex 602
(entstanden Mitte des 15. Jh.s), S. 156.

Fass herausgezogen, da ruft ihn ein Bruder hinauf, «auf Geheiss des seligen Vaters Columban». Ganz «auf den Gehorsam bedacht» eilt der Mann rasch zum Abt und vergisst dabei den Hahn zu schliessen. Was hat sich in der Zwischenzeit ereignet? Das Fass ist nicht ausgelaufen, sondern das Bier stieg über die Öffnung des Kruzes empor, als ob es von einer unsichtbaren Wand gehalten worden wäre. «Welches Verdienst des Befehlenden und welcher Gehorsam des Folgsamen!» ruft Jonas freudig erschauernd aus (Vita 16).

Ein andermal lagen fast alle Mönche in Luxeuil an einer offenbar epidemischen Krankheit darnieder. Columban erteilte ihnen den barbarisch anmutenden Befehl, «aufzustehen und das Getreide auf dem Feld mit der Rute zu schneiden». Die Gehorsamen wurden alsbald geheilt, während diejenigen, die sich gescheut hatten, das Bett zu verlassen, nach der Versicherung des Jonas noch länger als ein Jahr von ihrer Krankheit gequält worden seien, «so dass sie nur mit Mühe dem Tod entrannen» (Vita 12).

Als letztes wollen wir noch das Erlebnis des Gallus anführen, der ohne Zweifel mit dem Patron St.Gallens identisch ist. Dieser sollte auf Ge-

heiss Columbans an der Brusca (Breuchin) Fische fangen. Er versuchte es aber am Flüsschen Ligno (Ognon). Dort «sah er auch viele Fische heranschwimmen, doch konnte er sie nicht im Netz fangen, denn sie kehrten wieder um, als ob sie an eine Mauer stiessen». Als er dem Abt sein Missgeschick schilderte, «schalt dieser den Ungehorsamen». Erst als er an der genannten Stelle das Netz auswarf, füllte es sich mit Fischen, und zwar mit so vielen, «dass er es wegen der grossen Zahl kaum herausziehen konnte». «Der genannte Gallus hat uns das selbst erzählt», stellt Jonas am Ende seines Berichtes fest (Vita 11).

Es ist klar, dass es dem Columban-Biographen mit diesen Überlieferungen nicht nur darum gegangen ist, seine Leser – und das waren naturgemäß Mönche – zum Gehorsam anzufeuern. Zugleich wollte er auch seinem Helden ein Denkmal setzen. Indem seine Befehle, auch wenn sie noch so unsinnig erschienen, zum Erfolg führten, wurde deutlich, dass Columban wirklich ein heiliger Mann war. Aber als solcher ein «Mann Gottes», «ein Diener». Und wenn er vor den Menschen «leuchtete» – die Strahlensonne und der Nimbus auf dem Columbansbild im Kapitelsaal möchten dies andeu-

ten –, dann nicht nur durch deren Ehrerbietung, sondern mehr noch durch «die wunderbare Kraft» Gottes, die durch ihn hindurchleuchtete – und durch den Gehorsam des Raben, den Gott zu seinem Werkzeug erwählt hatte.

Wir werden uns fragen müssen, ob die beschriebene Gehorsamsethik, auch wenn sie theologisch verankert ist, heute noch zu vertreten sei. Wird die Forderung nach blindem Gehorsam schliesslich nicht doch zum Machtmissbrauch führen? Wird eine falsch verstandene Demut den Menschen nicht notwendig entwürdigen? Muss zum Gehorsam nicht das eigene Denken hinzukommen? Wäre eine Theologie des Gehorsams, wie Columban sie vertritt, nicht wenigstens zu ergänzen durch eine Ethik der Verantwortung, wie sie spätestens seit der Aufklärung für den einzelnen und in unserer Zeit beispielsweise durch den Philosophen Hans Jonas vor allem im politisch-gesellschaftlichen Bereich mit Nachdruck gefordert wird? – Ich möchte den Leser diesen Fragen überlassen und unsere Rabengeschichte im folgenden noch in einen weiteren Zusammenhang stellen.

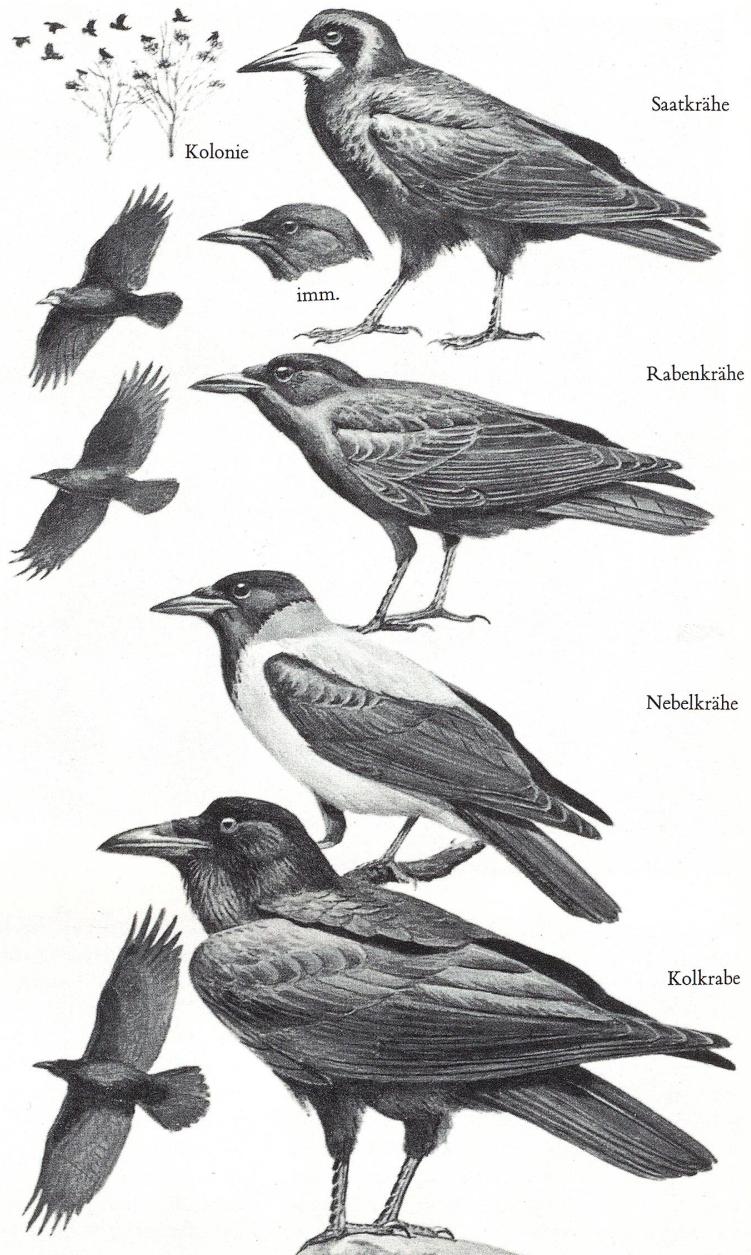
Intelligenz und Spürsinn des Raben

Der Rabe spielt im Volksglauben, in der Mythologie und in den Heiligenleben eine bedeutende Rolle. Dies hängt einerseits mit seiner imposanten äusseren Erscheinung zusammen, andererseits mit seiner hohen Intelligenz und seinem staunenerweckenden Spürsinn.

Wo ein Kolkkrabe in Sichtweite kommt, zieht er unweigerlich die Aufmerksamkeit auf sich. Mit einer Länge von etwa 60 Zentimetern überflügelt er alle anderen Rabenvögel, wie etwa die Krähe, die Elster, die Dohle oder den Häher. Im allgemeinen ist er vollkommen schwarz, den Schnabel und die Beine miteingeschlossen. Die Stimme klingt tief und rauh. Trotzdem zählt er – als deren grösster – zu den Singvögeln. In der Luft erweist er sich als vollendet Flugkünstler, während er auf dem Boden recht spassig daherschreibt.

Seit alters muss auch die besondere geistige Begabung des Schwarzrocks aufgefallen sein. Konrad Lorenz meint, der Rabe stehe «geistig so hoch über allen andern einheimischen Vögeln ...», dass er ganz aus deren Rahmen herauszufallen scheine. Er ist in der Lage, tierische und menschliche Laute nachzuahmen, kann klappern wie ein Storch, kullern wie ein Truthahn und bellen wie ein Hund. Worte und kleine Sätze, die er dem Menschen nachspricht, haben dieselbe Klangfarbe, in der er sie ursprünglich gehört hat. Der Rabe ist überhaupt lernfähig. Ein Lebewesen oder eine Örtlichkeit, die er einmal als gefährlich erkannt hat, vergisst er nicht mehr. Lorenz erzählt von seinem Rabe Roa, dass er auch ihn von solchen Orten habe weglocken wollen. Gelang ihm dies nicht durch mehrmaliges Überfliegen seines menschlichen Freundes, so rief er ihn an, und zwar mit ebendem Namen, mit dem der Forscher selber ihn zu rufen pflegte: «Roa, Roa, Roa!», «zuerst freundlich, dann in fliessendem Übergange befehlend und schliesslich ärgerlich». Der Verhaltensforscher glaubt daraus schliessen zu dürfen, dass der Rabe mit seiner Lautäußerung einen Zweck verbunden, also sinnvoll und einsichtig gesprochen habe.

Einen besonderen Spürsinn scheint der Rabe insofern zu besitzen, als er in der Lage ist, Land zu «wittern». So hat der altmesopotamischen Flutsage zufolge Utnapischtim (der biblische Noah), nachdem er es schon mit einer Taube und einer Schwalbe versucht hatte, einen Raben ausgesandt und, als dieser nicht mehr zurückkam, daraus geschlossen, er habe Land gefunden. – Die alttestamentliche Flutgeschichte erscheint so in einem anderen Licht. – Im Mittelalter sollen die Wikinger «gewöhnlich mehrere Raben auf ihren Schiffen mit sich» geführt haben, «um sie von Zeit zu Zeit fliegen zu lassen und ihrer



Rabenvögel (aus: Bruun/Singer/König, Der Kosmos-Vogelführer. Die Vögel Deutschlands und Europas in Farbe, Stuttgart, 2. Aufl. 1972).

Flugrichtung zu folgen» (M. Baumgartner). Auch von seefahrenden Indern hören wir, sie hätten bis in die jüngste Vergangenheit eine Krähe mitgenommen, «die ihnen den Weg zum Festland zeigen sollte» (H. Messelken).

Zieht man zu dem allem noch die Vorliebe des Raben für Aas jeder Art, seine Todesnähe also, in Betracht, so verwundert es kaum, dass sich mit diesem ebenso erstaunlichen wie zweifelsohne unheimlichen Vogel zahlreiche Mythen, Sagen, Erwartungen und Befürchtungen verbunden haben.

Der Rabe bei den nichtchristlichen Völkern

Viele nichtchristliche Völker haben den Raben mit ihren Licht- und Sonnengottheiten in Verbindung gebracht. «Schon auf den ältesten erhaltenen Steinreliefs [in China] finden wir den Rabe als Tier der Sonne, zusammen mit seinem Gegenstück, dem Mondhasen» (W. Eberhard). Auch nach persischem Glauben waren Raben dem Gott des Lichtes und der Sonne heilig. Der Rabe wird in Bezug zum keltischen Sonnengott Lug gesetzt. Dem germanischen Himmelsgott Wodan (Odin) raunten die beiden sprechenden Raben Huginn und Muninn (Gedanke und Erinnerung) täglich ihre Nachrichten ins Ohr. Bei den Griechen galten Raben als Begleiter des Licht- und Orakelgottes Apollo. Ebenso spielten sie eine Rolle in dem in der späteren Antike weitverbreiteten Mithraskult. «Wer den ersten Einweihungsgrad in die Mysterien der Mithrasreligion erlangt hatte, hiess ‹Rabe›» (D. Forstner). Auf vielen Mithrassteinen sind darum Raben abgebildet. Auch die Indianer an der Nordwestküste Amerikas verehrten den Rabe als Schöpfergott, Licht- und Heilbringer. Die Mayas sahen in ihm den Vogel, der die für sie so lebenswichtige Maisfrucht gefunden hatte.

Für die Entstehung all dieser Mythen dürfte die besondere geistige Regsamkeit des Raben ausschlaggebend gewesen sein. Der Rabe war das Tier, das mehr wusste, welches das Licht des Bewusstseins besass. Sein schwarzes Gefieder stand dazu natürlich in einem gewissen Kontrast. Umso mehr Aufsehen musste einer der äusserst seltenen weissen Raben erregen. Ein solcher konnte den Griechen etwa Anlass zur Sage geben, ursprünglich seien alle Raben weiss gewesen; schwarz seien sie erst geworden durch die Verwünschung Apolls, nachdem einer von ihnen dem Gott die Untreue der Koronis verraten habe. Andere Völker wiederum glaubten, der ursprünglich weisse Vogel sei bemalt worden oder habe sich verbrannt.

Als schwarzer Vogel war er dann auch den alten Völkern unheimlich. Man schrieb ihm die Fähigkeit zu, Unglück vorhersehen zu können. «Im babylonischen Kalender stand der unglückbringende Schaltmonat, es war der dreizehnte im Jahr, im Zeichen des Raben» (M. Lurker). Doch konnte solches der Hochschätzung und göttlichen Verehrung des Vogels keinen Abbruch tun.

Der Rabe im jüdisch-christlichen Kulturbereich

Verrufen und verachtet – wahrscheinlich gerade wegen seiner Gottnähe in anderen Religionen – war der Rabe nur im Judentum. Nach dem Alten Testament zählte er zu den unreinen Vögeln (Lev. 11, 15 und Deut. 14, 14). Dies und die vermeintliche Treulosigkeit des Noah-Raben haben sein Schicksal besiegelt. Auch im ganzen späteren christlichen Kulturräum wurde der Rabe eher gefürchtet und abgelehnt als geschätzt und willkommen geheißen. Die recht schnöde Behandlung, die er bei den Kirchenvätern erfahren hat, haben wir bereits kennengelernt. Die Theologen des Mittelalters sind den Autoritäten der Alten Kirche auch hierin weithin gefolgt. Für sie ist der Rabe gefrässig, habösüchtig, ehrlos, treulos, hartherzig, ausschweifend und schamlos. Wo er ist, ist Unfriede und Streit.

Der Volksglaube war und ist indessen nicht eindeutig. Zum Teil stimmt man mit den Gelehrten durchaus überein und hält die Raben «für tückische Sauviecher..., für Lügner und Betrüger, für unverschämt und undankbar, geizig, geschwätrig, gefrässig, diebisch, geil» (W.-E. Peuckert). Man sieht den Vogel ungern. Er gilt als Unglücksbote. Am Vorabend des Ersten Weltkriegs lassen sich an der russisch-österreichischen Grenze ganze Schwärme von Raben nieder. So Joseph Roth, in seinem 1932 erschienenen Roman «Radetzkymarsch». Die Raben «sind die Propheten unter den Vögeln», sagt ebenda Stepaniuk. Wo der Rabe erscheint, ist mit Krankheit und Tod zu rechnen. Als Totenvogel hält er sich auf Kirchhöfen, Schlachtfeldern und Galgenhügeln auf. (»Was weben sie dort um den Rabenstein?« fragt Goethes Faust in der wohl kürzesten Szene des Dramas: «Nacht, offenes Feld.») Der Rabe besitzt ein dämonisches Wesen, ist mit den Hexen und gar mit dem Teufel im Bund. Die Seelen verstorbener böser Menschen spuken in Rabengestalt. Magische Kräfte werden dem Vogel, seinem Blut, seinem Herzen, seinen Krallen und seinen Federn zugeschrieben. Ein Zauberbuch trägt den Titel «Schwarzer Rabe». Mit einem Wort: Der Rabe verkörpert die Nachtseite des Lebens.

Andererseits ist im Volk auch die alte, vorchristliche Anschauung vom Rabe als einem Lichtwesen nie ganz verloren gegangen. Der Rabe gilt als wissendes Tier, das weisen, raten und warnen kann. Es kennt die Zukunft im voraus. Als erster hat der Rabe von der Geburt Jesu gewusst. Aus dem Verhalten der Raben und ihrer Zahl lässt sich das Wetter vorhersagen. Der Rabe ist der geheimen Kräfte der Natur kundig. Fett, Blut, Hirn, Galle, auch die Eier und sogar der Mist des Raben haben heilende Wirkung.

Solche Vorstellungen sind der Bibel fremd. Indessen finden sich auch in ihr erstaunlich freundliche, ja geradezu schmeichelhafte Aussagen über den Rabe. Bereits Hilarius hatte sich, wie wir gehört haben, daran erinnert, dass es nach der Überlieferung des Alten Testaments ein Rabe gewesen war, der den Propheten Elia am Bach Krith mit Nahrung versorgt hatte. «Und die Raben brachten ihm Brot am Morgen und Fleisch am Abend», lesen wir 1. Könige 17, 6. Gewichtig ist aber vor allem eine Stelle im Lukas-Evangelium (Lk. 12, 24). Danach verweist Jesus nicht auf die Vögel ganz allgemein, wenn er die Menschen vor dem Sorgengeist warnt, sondern seine Aufforderung lautet: «Betrachtet die Raben: Sie säen nicht und ernten nicht, sie haben weder Vorratskammer noch Scheune, und Gott ernährt sie doch.»

Der Rabe und die Heiligen

Gleich Jesus sieht auch die Heiligenliteratur den Raben vorwiegend in einem günstigen Licht. In vielen Erzählungen begegnet uns der Vogel entweder als Bote Gottes oder als Diener der Heiligen. Schon dem «Ureinsiedler» Paulus von Theben (gest. um 341) soll nach der Vita des Kirchenvaters Hieronymus (verfasst um 375) ein Rabe täglich ein halbes Brot zu seiner Felsenhöhle gebracht haben. Als ihn kurz vor seinem Tod der heilige Antonius besucht habe, sei es ein ganzer Laib gewesen, in den sich die beiden greisen Anachoreten geteilt hätten. – Das Vorkommnis wurde in der Kunst mehrfach dargestellt. Bekannt ist das Bild von Diego de Velazquez (1599–1660) «Die Begegnung des Antonius mit dem Einsiedler Paulus» im Prado zu Madrid sowie die Darstellung desselben Themas auf dem Isenheimer Altar von Matthias Grünewald (um 1475–1528).

Als Beauftragter Gottes wird der Rabe auch in der Legende des im ganzen Abendland verehrten heiligen Vincentius von Saragossa (gest. um 304) gesehen. Danach hat ein Rabe (oder ein ganzer Schwarm) den Leichnam des zu Tode geschundenen Märtyrers geschützt. «Er verjagte die anderen Vögel, die stärker waren als er, mit den Schlägen seiner Flügel und vertrieb auch einen Wolf mit Beissen und Schreien.» So die «Legenda aurea», die zumindest bis ins 14. Jahrhundert wichtigste Sammlung von Heiligenleben, verfasst vom Genueser Dominikaner Jacobus de Voragine (um 1230–1298). – Die Szene wird auf einem bereits um 1090 entstandenen roten Sandsteinrelief im Basler Münster dargestellt.

Der heilige Vinzenz ist Schutzpatron Portugals und seiner Hauptstadt Lissabon geworden.

Dorthin hat König Alfons I. im 12. Jahrhundert die sterblichen Reste des Märtyrers vom Sankt-Vinzenz-Kap bei Sagres übertragen lassen. Dabei sollen nochmals zwei Raben die Wache übernommen und das Schiff auf seiner Fahrt begleitet haben. Dieses Schiff mit den Raben wurde Lissabons Wappen. Es zierte in der Folge viele Straßenlaternen der Stadt.

Mit einem Raben als Kennzeichen erscheint auch sehr oft der heilige Oswald (um 604-642), König von Northumbrien. Nach der Legende vermittelte nämlich der Vogel zwischen ihm und seiner auserwählten Braut den Brief- und Ringaustausch, weil der Vater des Mädchens jeden Bewerber, wenn er persönlich erschien, ermorden liess. Außerdem wissen die volkstümlichen Quellen zu berichten, dass dem Heiligen ein Rabe anlässlich seiner Krönung zu Hilfe gekommen sei. Das im 15. und 16. Jahrhundert wohl am meisten verbreitete deutschsprachige Legendar, nämlich die um 1385 vermutlich im Nürnberger Dominikanerkloster entstandene Legendenammlung «Der Heiligen Leben», erzählt die Geschichte mit folgenden Worten: «Da man [Oswald] zu kung wolt weyhen, da zeran des Cresems (Chrisamöl), das was gottes will. Wann es kam ein rab von hymel und bracht ein guldene buchsen mit Cresem in dem schnabel darzu. Und dem raben hieng ein brieff an dem halss. Und der brieff was versiegelt mit einem gulden creutz; und der rab kund latein reden und sprach: Ich bring den Cresem von hymel. Da lasen sie den brieff. Daran stund geschrieben, dss in sant Peter selber gesegnet hett. Und der rab beleyb darnach in sant Oswalds hoff.»

Im Mönchskloster von Subiaco, wo der heilige Benedikt von Nursia (um 480 bis gegen 560), der Patriarch des abendländischen Mönchtums, seine Regel niedergeschrieben haben soll, erinnern gezähmte Raben noch heute an folgende von Papst Gregor dem Grossen aus dem Leben des Heiligen erzählte Geschichte: Ein neidischer Priester namens Florentinus sandte dem Abt eines Tages ein vergiftetes Brot zum Geschenk. «Der Diener Gottes nahm das Brot mit Dank an, wusste aber wohl, welche Pest das Brot in sich barg. Es kam aber jeden Tag zur Essenszeit ein Rabe aus dem nahen Wald und erhielt ein Stück Brot aus seiner Hand. Als der Rabe nun wie gewöhnlich kam, warf ihm der Diener Gottes das Brot vor, das der Presbyter geschickt hatte, und befahl ihm: *Im Namen unseres Herrn Jesu Christi, nimm dieses Brot und wirf es an einen Ort, wo es kein Mensch finden kann!* Da sperrte der Rabe den Schnabel auf, breitete die Flügel aus und hüpfte krächzend um das Brot herum, wie wenn er sagen wollte, er möchte gern gehorsam sein, aber er könne den Befehl nicht ausführen. Darauf befahl ihm der Diener Gottes mehr-



Der hl. Paulus von Theben und der hl. Antonius mit dem Raben, der ihnen das Doppelbrot bringt.
Matthias Grünewald, Isenheimer Altar.
Foto Bert Koch (aus: Georg Scheja, Der Isenheimer Altar des Matthias Grünewald, Zürich 1969, S. 57.)



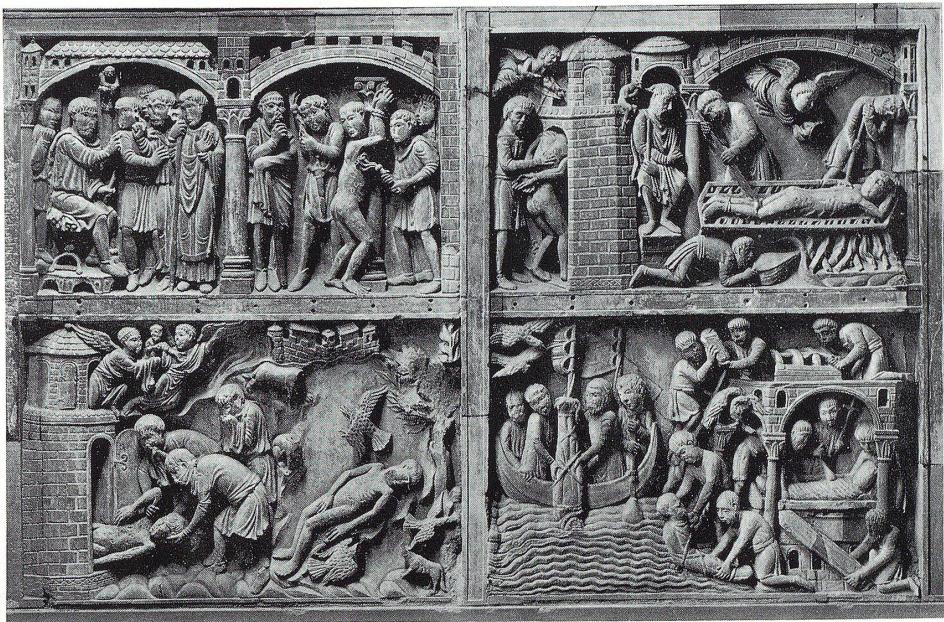
Diego de Silva y Velazquez (1599-1660): «Der Abt Antonius und der Einsiedler Paulus» (Ausschnitt).
Foto Walter Dräyer (aus: Museen der Welt: Prado, Silva-Verlag, Zürich 1967).

mals und sagte: «Nimm es, nimm es, du bist ganz sicher, und wirf es an einen Ort, wo man es nicht mehr finden kann!» Lange zögerte der Rabe noch, aber endlich fasste er es mit dem Schnabel, hob es auf und flog davon. Drei Stunden nachdem er das Brot weggeworfen, kam er wieder und erhielt von dem Manne Gottes sein Stück Brot wie gewöhnlich.»

Der Hinweis auf den Gehorsam ist bemerkenswert und dürfte wohl auch in diesem Fall den Schlüssel zum Verständnis der Geschichte geben. Gleich dem Raben Columbans ist auch dieser Vogel zunächst ungehorsam und lässt sich erst allmählich zur Folgsamkeit bringen. Im Unterschied zum Raben der Columbansvita werden ihm aber mildernde Umstände zugebilligt. Er «möchte gern», doch fürchtet er sich. Das freundliche und bestimmte Zureden des Heiligen – Benedikt erscheint auch hier weniger unerbittlich als der irische Abt – zerstreut seine Furcht. Er leistet dem Abt, wie es nicht nur die Columbansregel, sondern auch die «Regula Benedicti» (Kap. 5) fordert, den geschuldeten Gehorsam.

Dem Gehorsam nahe verwandt ist die Treue. Sie lernen wir in der Geschichte von den beiden Raben des heiligen Meinrad (gest. am 21. Jan. 861) kennen. Nach der ältesten Vita «des ehrwürdigen Einsiedlers Meginrat» hat dieser in seiner Zelle im «Finstern Wald» zwei Raben aufgezogen, die ihm treue Gefährten wurden in seiner Abgeschiedenheit. «Im 26. Jahr seines Aufenthaltes in der Einsamkeit» kamen zwei verbrecherische Gesellen, der Alemanne Richard und der Rätier Peter, ihn zu ermorden. Schon bevor die beiden «Bösewichte in die Zelle eintraten, sahen die Raben sie herankommen; da flogen sie im Wald hin und her, als ob sie von einem Fuchs verfolgt würden, erfüllten den Wald mit ungewohntem Schreien und unerhörtem Krächzen, so dass es ringsum widerhallte. Sogar die Mörder wunderten sich sehr und erschraken und mussten sich sagen, es sei mehr als ungewohnt. Trotzdem liessen sie von ihrem Vorhaben nicht ab» und erschlügen den Heiligen.

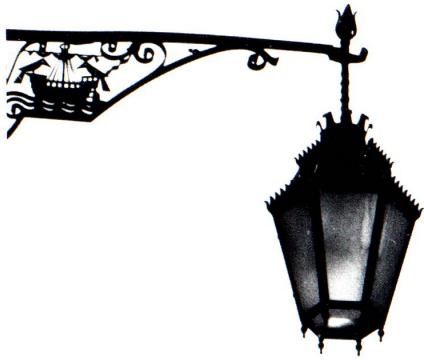
«Die Raben aber», so erzählt die Vita weiter, «die gewöhnlich zum Diener Gottes kamen, so lang er lebte, um Nahrung aus seinen Händen entgegenzunehmen, verfolgten die Fliehenden, als ob sie den Getöteten rächen wollten, und erfüllten mit mächtigen Schreien den Wald, flogen so nahe als möglich um ihre Köpfe herum und gaben so Kunde von der begangenen Schandtat. Bald nachher wurden die beiden Übeltäter gefangen und das Verbrechen, das sie im geheimen begangen hatten, wurde bekannt. Gott wollte die Strafe für die Sünde nicht aufschieben, die sie durch den Mord an einem Diener Gottes verdient hatten. Sie wurden lebendig verbrannt, wie



Vincentiustafel. Sandsteinrelief im Basler Münster, entstanden um 1090 (aus: Werner Pfendsack, Lebendige Steine. Skulpturen und Fresken am Basler Münster, photographiert von Peter Heman, Basel 1986, S. 85).

3. Feld der Vincentiustafel: Tod des V., dessen Seele gen Himmel getragen wird. Der aufs Feld geworfene Leichnam wird von Raben vor wilden Tieren geschützt (aus: Das Basler Münster, hrsg. v. der Münsterbaukommission und Photograph Peter Heman, Basel 1982, S. 136).





Strassenlaterne in Lissabon: Schiff mit den Raben des heiligen Vinzenz. Foto Margrit Bernhard, St.Gallen.

die Richter und das christliche Volk unter dem Grafen Adalbert entschieden hatten.» Zum Gedächtnis ihrer Treue wurden die beiden Raben später in das Wappen des Klosters Einsiedeln, das bei der Zelle des Heiligen entstanden war, aufgenommen.

Als Dieb erscheint der Rabe ausser in der Columbansvita, soweit wir sehen können, nur noch in der Idda-Legende. Diese enthält folgende Geschichte: Die Gräfin Idda von Toggenburg legt eines Tages ihre Kleider zusammen mit dem goldenen Ehering auf der Burgzinne (bzw. «uff ainem laden») zum Sonnen aus. Da kommt aus der tief unterhalb der Burg liegenden Schlucht, welche bezeichnenderweise «Rappenstein» heisst, ein Rabe geflogen, nimmt den Ring und trägt ihn in sein Nest zu den Jungen. Ein Knecht des Grafen, der Jäger, findet den Ring und steckt ihn an den Finger. Darauf aufmerksam gemacht, glaubt der Graf, seine Frau habe ihn mit dem Jäger betrogen. «In ainem grimmen gächen zorn» lässt er diesen zu Tode schleifen, und die vermeintliche Ehebrecherin wirft er eigenhändig «über die zinnen uss in das tobel Rappenstain». Idda übersteht den Sturz und lebt zunächst als Klausnerin im dichten Wald, dann als begnadete Inklusin beim Kloster Fischingen. Der Rabe erscheint in dieser Legende somit gewiss als ein Wesen, das Leid und Verderben bringt, zugleich aber wird er auch für ein Werkzeug in der Hand Gottes gehalten, der «ain gross zaichen durch die lieben frowen Yten würcken wolt».

Fassen wir zusammen: In vier der sechs von uns angeführten Heiligenleben haben Raben entweder etwas gebracht oder weggetragen. In einem Fall übernehmen sie den Hütedienst bei einem Leichnam, und in einem weiteren verraten sie zwei Mörder und rächen damit das Opfer.

Aufgrund dessen, was wir früher über die Gewohnheiten und Fähigkeiten des Raben mitgeteilt haben, dürfen wir feststellen, dass sich zwar das Hüten eines Leichnams, sofern man die sonstigen Gewohnheiten der als Aasvögel bekannten Tiere in Betracht zieht, kaum vorstellen lässt. Das Bringen oder Wegtragen von Nahrung und anderen Dingen erscheint jedoch als grundsätzlich möglich. Auch die Verfolgung der Meinrads-Mörder ist alles andere als artwidrig und könnte, besonders wenn man an die oft berichtete Anhänglichkeit zahmer Raben denkt, also historisch sein.

Beurteilen wir dieselben Erzählungen vom literarischen und überlieferungsgeschichtlichen Standpunkt aus, so gelangen wir ohne Zweifel zu einem bedeutend weniger günstigen Ergebnis. Zumindest die Viten der Heiligen Paulus, Vincentius und Oswald sind allesamt stark legendär. Eine Gräfin Idda von Toggenburg hat zwar, wie der Historiker Bruno Meyer nachgewiesen hat, im 12. Jahrhundert tatsächlich gelebt, ihre Legende ist jedoch erst in den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts vom Einsiedler Mönch und Frühhumanisten Albrecht von Bonstetten in mehreren Fassungen geschrieben worden. Natürlich hat dieser dabei Überlieferungen aufgenommen, die man sich in Fischingen erzählte. «Der Sturz der Ita von der Toggenburg wegen des vermeuteten Ehebruchs samt dem Ringmotiv und dem Jäger» ist aber nach Bruno Meyer ein Beitrag, den Bonstetten selber zur Idda-Legende geleistet hat.

Kaum zweifelsfrei zu entscheiden ist die Frage, ob der von Gregor I. berichtete Vorfall als mehr oder weniger geschichtlich betrachtet werden können. Denn obwohl die Benediktsvita des grossen Papstes keine Biographie im modernen Sinn sein möchte, sondern hauptsächlich mit Wundererzählungen aller Art einen erbaulichen



1)ie bauet sant meinrad die zelle
das noch heisst vñs liebe frowe ca
pell in dem vñstern wald zu den
einsideln.:

«Hier baut sankt Meinrad die Zelle, und heisst heute noch Unserer Lieben Frauen Kapelle in dem Finstern Wald zu Einsiedeln». Einsiedler Blockbuch um 1450, S. 22 (aus: Das Blockbuch von Sankt Meinrad und seinen Mörtern. Farbige Faksimile-Ausgabe, ed. P. Leo Helbling, Einsiedeln/Zürich/Köln 1961).

Der heilige Oswald mit Raben. Holzschnitt aus: «Der Heiligen Leben», gedruckt in Nürnberg bei Anton Koberger 1488, Blatt 101 r (Exemplar in der Kantonsbibliothek Vadiana St.Gallen, Inv. Nr. 1083).



Zweck erfüllt, besitzt doch die Rabengeschichte eine gewisse Glaubwürdigkeit. Wie dieser Rabe täglich aus dem Wald herbeifliegt, um seine Nahrung zu holen, wie er krächzend um das vergiftete Brot herumhüpft, wie er es dann doch mit seinem Schnabel packt, wegrätzt und nach drei Stunden wieder zurückkommt: dies alles wird so präzis und überzeugend berichtet, dass man sich ernstlich fragt, ob es erfunden sein könne.



«Der heilige Meinrad bewirbt in seiner Einsiedelei die beiden Räuber». Federzeichnung um 1520 (aus: Der heilige Meinrad. Sein Leben und Sterben dargestellt nach 31 Federzeichnungen um 1520, ed. P. Joachim Salzgeber, Einsiedeln 1978, S. 43).

S. Idda als Klausnerin. Holzschnitt von Leonhard Beck (1480–1542) in seinem Werk «Die Heiligen aus der Sipp-, Mag- und Schwägerschaft des Kaisers Maximilian I.», Blatt 123 (aus: Henggeler 1938, S. 33).



Als wohl auch aus literarhistorischer Sicht glaubwürdig darf die Geschichte von den Raben des heiligen Meinrad bezeichnet werden. Die älteste Vita des Heiligen, die sich in einer Abschrift aus dem ersten Drittel des 10. Jahrhunderts erhalten hat, ist nämlich weniger als fünfzig Jahre nach dem Tode des Einsiedlers (861) entstanden und besitzt wie die Columbansvita des Jonas einen hohen Grad an Zuverlässigkeit.

Wie immer es aber mit der Glaubwürdigkeit der besprochenen Viten stehen mag, so viel ist deutlich geworden: Die Rabenepisode, wie sie uns Jonas in seinem Columbansleben berichtet, hat trotz ihrer historischen Einmaligkeit Entsprechungen in der Heiligenliteratur. Motive wie der Diebstahl, das Wegtragen eines Gegenstandes, der Ungehorsam und der Gehorsam finden sich auch in anderen Geschichten. Außerdem beweist sowohl der hagiographische als auch der mythologische und der volkskundliche Befund: Des Raben «Charakterbild», um mit Schiller zu reden, «schwankt in der Geschichte». In seiner Gestalt berühren sich die Extreme. Schwarz und Weiss, Licht und Finsternis, Gut und Böse, Weisheit und Tollheit fallen in der Vorstellung, die sich die Menschen von dem ungewöhnlichen Tier machen, zusammen. Der Rabe ist ein intelligenter Vogel. Verwundert es also, wenn er auch im Lichte der Ambivalenz erscheint?

Otmar Kunz und der Rabe des heiligen Columban

Wir wenden uns abschliessend nochmals dem Columban-Medaillon im Kapitelsaal von Mariaberg zu und stellen die Frage: Warum hat auf diesem Bild der Gottesmann einen Raben bei sich? Die Heiligen, von denen eben die Rede war, werden aufgrund der in ihren Viten überlieferten Rabengeschichten in der Kunst oft mit diesem Vogel als Attribut kenntlich gemacht. Nicht so der heilige Columban. Seine regelmässigen Kennzeichen sind der Abstab (die «Cambutta»), das Regelbuch und die Strahlensonne. Des weiteren ist ihm gelegentlich ein Bär, eine Taube (wegen seines Namens), eine Quelle (weil auf sein Gebet hin Wasser aus einem Felsen geflossen sein soll) oder gar eine Peitsche beigegeben.

Offensichtlich mit einer Taube ist unser Heiliger überraschenderweise auch auf einer Glasscheibe dargestellt, die derselbe Kunstmaler, der wenig später den Kapitelsaal hat ausmalen lassen, in Auftrag gegeben hat: nämlich der damalige Statthalter von Rorschach, Otmar Kunz. Die Bildscheibe wurde 1560 von dem St.Galler Künstler Andreas Hör (um 1526-1577), «einem der namhaftesten schweizerischen Glasmaler» (P. Boesch), geschaffen und befindet sich heute im Museum im Kornhaus (früher: Heimatmuseum) in Rorschach. Jakob Wahrenberger, der langjährige verdiente Leiter des Museums, hat das Kunstwerk auf einem gedruckten Faltblatt mustergültig und erschöpfend beschrieben.

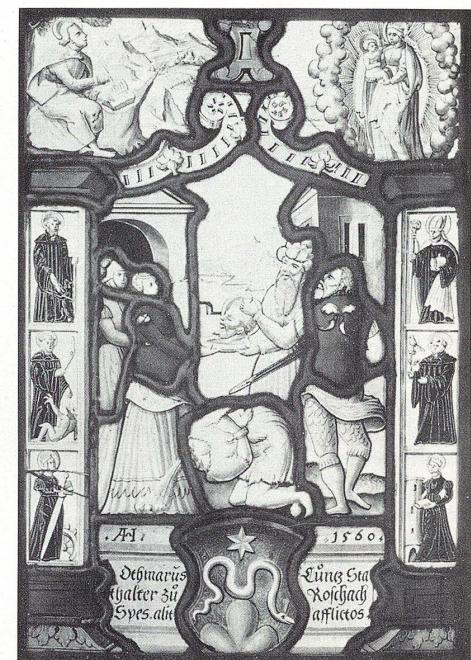
Sechs Jahre nach der Entstehung der Glasscheibe hat derselbe Stifter, jetzt als Abt, Columban mit einem Raben als Attribut darstellen lassen. Es ist unseres Wissens die einzige bekannte Darstellung dieser Art überhaupt. Wie kam Otmar Kunz dazu? Auf welchem geistigen Hintergrund und in welchem geschichtlichen Zusammenhang ist das Bildwerk von 1566 zu sehen?

Otmar Kunz (um 1530-1577) darf ebenso wie Abt Ulrich Rösch (1462-1491) als «Aufsteiger» bezeichnet werden. In Wil geboren, war auch er der Sohn eines Bäckers. Schon mit 17 Jahren hat er die Profess abgelegt, 25jährig (1555) wurde er Statthalter in Rorschach und mit 34 Jahren (1564) im Refektorium von Mariaberg vom versammelten Kapitel (es bestand damals aus nur 24 Kapitularen) zum Abt gewählt. Verstorben ist er im 47. Altersjahr, am 27. März 1577, in seiner Geburtsstadt Wil.

Bis heute wird sein Name vor allem im Zusammenhang dreier für die Stadt St.Gallen, die Abtei und die Kunstgeschichte wichtiger Ereignisse genannt: Otmar Kunz ist derjenige Abt, unter dem – nach Jahrzehntelangem Ringen – die Schiedmauer zwischen Stift und Stadt errich-

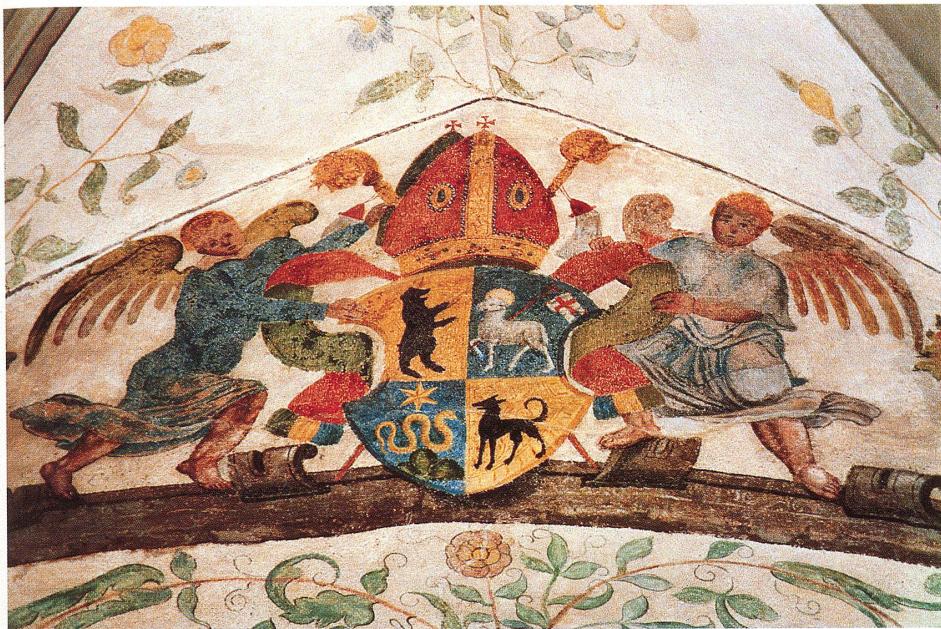


Wappen des Abtes Ulrich Rösch (1463-1491) im Gewölbe des Kapitelsaals. Er hat am 21. März 1487 den Grundstein zum Kloster Mariaberg gelegt. Die gekreuzten Stöcke stellen wahrscheinlich die «Cambutta», d.h. den Stab der irischen Wandermönche dar, der zum Abstab wurde.



Bildscheibe des Statthalters Otmar Kunz, 1560 geschaffen vom St.Galler Glasmaler Andreas Hör (Museum im Kornhaus Rorschach). Das mittlere Bildchen des rechten Pilasters zeigt Columban mit der Taube.

Abt Otmar II. Kunz von St.Gallen mit Wappen (in Blau über grünem Dreiberg goldene Schlange von goldenem Stern überhöht). Bild an der Nordwand des Kapitelsaals von Mariaberg (entstanden 1564).



Wappen von Abt Otmars Kunz an der Westwand des Kapitelsaals.

tet worden ist (1567), was eine endgültige Trennung der beiden Herrschaftsbereiche in territorialer und rechtlicher Hinsicht bedeutete. «Kloster und Stadt sollten von nun an ihren eigenen Weg gehen» (Th. Bätscher). Während der Regierungszeit Abt Otmars hat ferner der später (1610) heiliggesprochene Kardinal Karl Borromäus (1538–1584) St. Gallen seinen berühmten Besuch abgestattet (am 26. und 27. August 1570) und seine mächtigen Spuren hinterlassen. Schliesslich wurde auf Veranlassung von Otmars Kunz das 1570 vollendete Abtstor errichtet, das seit dem 17. Jahrhundert in Erinnerung an Karl Borromäus «Karlstor» genannt wird. «Es machte [den Abt] von der Stadt unabhängig, indem es ihm als dem Herrn des umliegenden Fürstenlandes einen direkten Ausgang und Eingang bot, wiewohl er tagsüber auch die Tore und Straßen der Stadt benutzen durfte» (J. Duft).

Weniger bekannt, aber für das tägliche Leben des Konvents und der stift-sanktgallischen Untertanen wohl noch bedeutsamer als die drei genannten spektakulären Ereignisse waren die Reformbemühungen des Abtes. Sie sind ganz im Zeichen und auf dem Hintergrund des grossen Konzils von Trient zu sehen, das (natürlich mit Unterbrüchen) von 1545 bis 1563 getagt hatte. Dieses Konzil war die Antwort der katholischen Kirche auf die Reformation und bezeichnet den «Beginn einer inneren Erneuerung, die wir katholische Reform nennen und die zur Gegen-

reformation führte» (H. Jedin). Auf den verschiedenen Sitzungen wurden die durch die Reformation strittig gewordenen Glaubensfragen geklärt und zahlreiche Bestimmungen zur Abschaffung der herrschenden Missstände erlassen. So wurde der sog. Pfründenschacher verworfen, von Prälaten verlangt, dass sie in ihrem Sprengel auch Wohnsitz nahmen, und den Geistlichen das Konkubinat unter allen Umständen verboten.

Die Durchführung der tridentinischen Beschlüsse war nicht einfach. Vor allem hat sich der genannte Karl Borromäus, päpstlicher Staatssekretär und Erzbischof von Mailand, für die Erneuerung der Kirche – und das hiess freilich auch: für die Rekatholisierung protestantisch gewordener Gebiete – mit seinem eigenen Beispiel und weitester Wirkung eingesetzt. Zu den energischen Verfechtern einer Durchsetzung der Trienter Dekrete gehörte aber auch Abt Otmars Kunz.

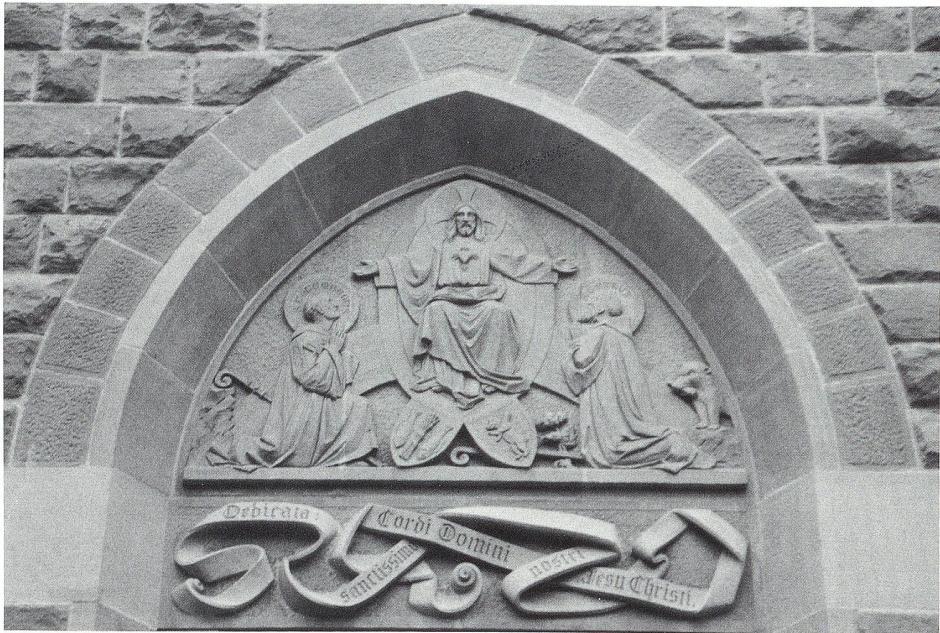
Wahrscheinlich im Anschluss an eine Diözesansynode in Konstanz (1567) hatte Abt Otmars eine «Reformatio» seines Klosters eingeleitet. Insbesondere war ihm daran gelegen, dass die Klausur in alter Strenge wieder eingehalten wur-

Letzter Überrest der Schiedmauer zwischen Stift und Stadt St. Gallen (vollendet im Oktober 1567).



Das Karlstor in St. Gallen (vollendet 1570).





Die Heiligen Columban und Gallus zu Füssen des erhöhten Christus in der Mandorla. Relief über dem Hauptportal der Herz-Jesu-Kirche in Rorschach (entstanden 1898).



Epitaph für Joachim Mötteli von Rappenstein (gest. 1549) mit Raben. Südl. Außenwand der Katholischen Pfarrkirche Goldach.

de. Diese war durch die Wirren der Reformationszeit, vor allem durch den Bildersturm und die Beschlagnahmung des Münsters 1529, sowie «wegen der baulichen Umklammerung des Stiftes» durch die Stadt (J. Duft) stark beeinträchtigt worden. «Die Durchführung der tridentinischen Reformprinzipien stiess [aber] im Kloster gewiss auf grössere Schwierigkeiten, als man gemeinhin anzunehmen bereit ist», meint Theodor Bätscher in seiner aus den Quellen erarbeiteten «Kirchen- und Schulgeschichte der Stadt St. Gallen». Vor allem scheint es, dass die Mönche von den Frauen nicht lassen konnten. Karl Borromäus hat bei seinem Besuch im Jahre 1570 daran Anstoss genommen, dass Frauen das Kloster betreten würden, «obwohl man weiss, dass das durch eine päpstliche Bulle neulich ausdrücklich verboten wurde» (nach J. Duft).

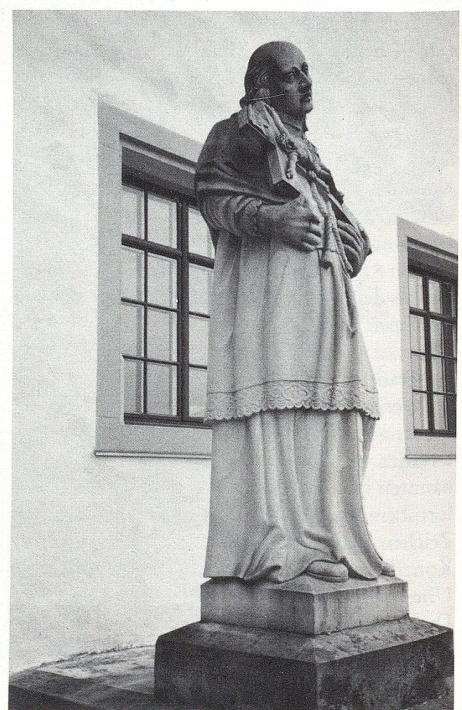
Ferner geht aus den Ratsbüchern der Stadt St. Gallen hervor, dass es «Pfaffen und Mönche» gab, welche «die Stadt aufsuchten, um bei fragwürdigen Frauen verweilen zu können». «So legte die Stadt einen Caspar Burger ins Gefängnis, weil er in seinem Hause die Anna Gartenhäuser an Pfaffen und Mönche verkuppelt hatte.» Theodor Bätscher vermutet, gestützt auf

einen Hinweis bei Ildefons von Arx, «dass es sich hier auch um Mönche handelte, die aus dem Kloster St. Gallen stammten».

Die Ausmalung des Kapitelsaals, um zu diesem zurückzukehren, war nur ein Jahr nach Beendigung des Konzils von Trient, nämlich 1564, begonnen worden. Und als Karl Borromäus am späten Sonnagnachmittag des 27. August 1570 zusammen mit Otmar Kunz und weiteren Begleitern nach Rorschach ritt und auf Mariaberg den Abend und die Nacht zubrachte, da hat ihm der Abt gewiss mit Freude und Stolz die eben erst vollendeten Malereien gezeigt. Zu ihnen gehörte das Bildnis Columbans mit dem Raben.

Zieht man in Betracht, was über die Reform im allgemeinen und die vermuteten Zustände im Kloster St. Gallen im besonderen gesagt worden ist, so stellt sich unweigerlich die Frage, ob unser Rabe nicht – ähnlich dem Hahn auf dem Kirchturm – seine ganz gezielte Aufgabe gehabt habe, nämlich die, die Mönche an ihre Gelübde zu erinnern. Gewiss auch an jenes der Keuschheit, mehr aber noch an das des Gehorsams, das sie den Geboten und Forderungen des Abtes und der Kirche unterstellt.

Der hl. Karl Borromäus. Lebensgroße Sandsteinstatue (Kopie) vor dem Nordportal von Mariaberg (Baujahr 1777).



Hatte der Statthalter Otmar Kunz auf der erwähnten Bildscheibe von 1560 den heiligen Columban deshalb mit einer Taube darstellen lassen, weil dieses Kunstwerk für ihn persönlich bestimmt und der Gottesmann ihm so näher war? Sollte andererseits dieselbe Columban mit dem Raben als Attribut auf dem Bild von 1566 vor allem die Mönche beeindrucken, die sich in der Kapelle zum Gottesdienst einfanden, und so das Regiment und die Gehorsamsforderung des Abtes Otmar unterstützen helfen?

Allen Grund, zum Gehorsam aufzurufen, hatte der Rabe des Columban auch bei manchen Weltgeistlichen, etwa jenen von Rorschach. Johann Stähelin berichtet in seiner aus den Quellen reich dokumentierten «Geschichte der Pfarrei Rorschach» gleich von drei Priestern jener Zeit, deren Lebenswandel und Glaubensanschauungen mehr als bedenklich waren. So ist ein Jodocus Schwarzenbach 1546 auf Befehl des Abtes gefesselt abgeführt und dem Bischof von Konstanz ausgeliefert worden, weil er während geheimer Zeit die eigene natürliche Tochter missbraucht und sie schliesslich geschwängert haben soll. Er muss überdies auch rauflustig gewesen sein und hat in nah und fern Schulden gemacht.

Magister Andreas Althammer, der 1552 Leutpriester in Rorschach wurde, scheint, was das sittliche Betragen betrifft, den Normen entsprochen zu haben. Doch war seine Rechtläufigkeit offenbar nicht über jeden Zweifel erhaben. Der Abt Diethelm Blarer (er regierte von 1530 bis 1564) durfte in ihm «Neigungen zum neuen Glauben» vermutet haben, so dass er ihn 1557 seines Amtes entthob. (Bald danach wurde er allerdings wieder eingesetzt).

Bereits zur Abtszeit Otmars II. war ein Maximilian Albert Wetzel Rektor der Pfarrkirche von Rorschach. Auch er «stand im Verdacht der Hinneigung zum neuen Glauben», hatte er sich doch «abfällig über den Glaubenssatz von der Gemeinschaft der Heiligen geäussert» (was man ihm angesichts der damals in Rorschach herrschenden Verhältnisse freilich auch kaum verdenken kann). Jedenfalls gab 1570 Abt Otmar «seinen Amtleuten die Weisung, unsren Wetzel gefangen zu nehmen und ihn an den Bischof von Konstanz auszuliefern». Der Pfarrer ist, noch bevor er verhaftet werden konnte, entflohen. Der Verdacht, er neige zum Protestantismus, dürfte also berechtigt gewesen sein.

Wenn schon die Geistlichen sich zum neuen Glauben noch immer so sehr hingezogen fühlten, dann verwundert es nicht, dass auch im Volk der Katholizismus noch keineswegs wieder so gefestigt war, wie es der Abt sich wünschte. Er war aber nicht nur geistliches Oberhaupt, sondern auch Landesherr und versuchte deshalb, mit allen rechtlichen Mitteln, die ihm zu Gebote

standen, seine Untertanen zum Gehorsam zu zwingen.

Schon Abt Diethelm hatte, nachdem er 1532 in das Kloster zurückgekehrt war, alles unternommen, um die Verhältnisse, wie sie vor der Reformation bestanden hatten, nach Möglichkeit wiederherzustellen. Otmar Kunz «hielt es an der Zeit, endlich den letzten Schritt zur Rekatholisierung seiner Landschaft zu wagen» (J. Stähelin). Begonnen hat er damit in seiner Vaterstadt Wil, die seit je dem Abt und dem Stift am meisten verbunden und ergeben war. In einem Mandat auferlegte er allen Bewohnern Beichte und Kommunion zur Osterzeit. 1572 unterstellte er dann dem Mandat die ganze sog. «Alte Landschaft», d.h. das Gebiet von Rorschach bis Wil. Alle Gotteshausleute, die über 14 Jahre alt waren, sollten nunmehr jährlich in der Fastenzeit die Beichte ablegen und die Kommunion empfangen. Die Pfarrer mussten Bestätigungsbriefe abgeben, die von den Beamten des Abtes eingeholt wurden. Wer sich nicht fügen wollte, musste das Land verlassen.

Die Gehorsamsforderung des Abtes ging also recht weit. Als er sie aber auch im Toggenburg und der Stadt St. Gallen gegenüber durchsetzen wollte, scheiterte er. Im Toggenburg blieben die bisherigen gemischt-konfessionellen Verhältnisse bestehen, und die Bürger der Stadt konnten ihre Sitze in den Stiftslanden weiterhin bewohnen, ohne am Messgottesdienst teilnehmen zu müssen, wie es der Abt verlangt hatte.

Die Konfessionsstreitigkeiten dürfen heute hierzulande als weitgehend beigelegt betrachtet werden. Auch in der ehemaligen «Alten Landschaft» leben Katholiken und Protestanten nunmehr in aller Regel friedlich zusammen. Der Rabe auf Marienberg ist geblieben. Wozu mahnt er den Betrachter unserer Zeit? Woran möchte er die Schüler, die Lehrer, die Besucher des Hauses erinnern? An Columban, den Gehorsam – oder an eine vergangene Zeit, deren Vergangenheit man bedauern oder begrüßen mag? Sicher erinnert das Bild an eine Kreatur, die – wie alle Kreaturen –, ob fehlbar oder nicht, unsere Liebe, unsere Teilnahme und unsere Achtsamkeit verdient.



ANHANG

Zu Columbans Leben und Schriften

Die Quellen für das Leben Columbans sind: Jonas' Vita des Heiligen (entst. 642/43), das Gallus-Leben in seinen drei vorliegenden Fassungen sowie Columbans eigene, noch erhaltenen Schriften, vor allem die Briefe.

Nach diesen Überlieferungen, besonders der Vita des Jonas, wurde Columban (die irische Namensform ist Colum oder Colman) um 543 in der Provinz Leinster im Südosten Irlands geboren. Schon in jungen Jahren trat er in das berühmte Kloster Bangor ein, wo er lange Zeit als Lehrer wirkte. Die unter Abt Comgall dort herrschenden überaus strengen Regeln der Selbstdämmung genügten ihm offensichtlich noch nicht, und er entschloss sich, auch die letzten noch bestehenden Bindungen zu lösen und in asketischer Heimatlosigkeit die «Wanderschaft für Christus» anzutreten.

Um 590 landete er zusammen mit 12 (Apostelzahl) Gefährten an der bretonischen Küste und gründete mit Erlaubnis und Unterstützung der burgundischen Merowingerkönige in der Einsamkeit der Vogesen die drei benachbarten Klöster Annegray, Luxeuil und Fontaine. Der Zustrom zu diesen Klöstern war überaus gross. Das Festhalten an der irischen Klosterverfassung und Osterberechnung brachte Columban in Konflikt mit den Bischöfen des Landes, sein Freimut und seine Sittenstrengte trugen ihm die Feindschaft des noch sehr jungen Königs Theuderich und der durch Jonas ins schrecklichste Licht gerückten Grossmutter Brunichilde ein.

So musste der Abt um 610 seine Klöster verlassen und sollte zusammen mit seinen irischen Brüdern ins Herkunftsland zurückgeschafft werden. Das Schiff, das er in Nantes zwangsweise bestiegt, wurde aber an die Küste zurückgetrieben. Er begab sich an den Hof König Chlotares von Neustrasien und von dort an jenen König Theudebert von Austrasien in Metz. Dieser wie ihm und seinen Gefährten Bregenz als Aufenthaltsort zu. Auf dem Weg dorthin kam die Mönchschar zunächst nach Tuggen am Zürichsee, wo sie wegen des unerbittlichen Vorgehens gegen das Heidentum bald wieder vertrieben wurde, dann nach Arbon am Bodensee.

In Bregenz errichtete Columban eine kleine Klosterriedlung. Dann liess ihn der Tod seines Schutzherrn Theudebert sowie die verständliche Ablehnung durch die einheimische Bevölkerung ein letztes Mal den Wanderstab (die «Cambutta») ergreifen. Unter Zurücklassung des erkrankten Gallus zog er um 612/13 mit seinen Gefährten über die Alpen, wurde in Mailand vom Langobardenkönig Agilulf und seiner Gattin Theodelinde empfangen und gründete mit deren Unterstützung das Kloster Bobbio im Tal der Trebbia (zwischen Piacenza und Genua). Dort ist er am 23. November 615 (möglicherweise am 21. November 616) gestorben, und dort ruhen auch bis zum heutigen Tag seine Gebeine.

An Schriften haben sich von Columban erhalten: 6 Briefe, eine Anzahl Predigten (von denen Walker 13 als echt anerkennt), 2 Regeln (die sog. «Mönchsregel» und die «Klosterregel»), ein Bussbuch sowie eine Anzahl von Gedichten, deren Echtheit freilich umstritten ist.

Literaturhinweise

Jonas' Columbansvita wurde kritisch ediert von Bruno KRUSCH: *Vitae Columbani abbatii discipulorumque eius libri duo auctore Iona* (=Monumenta Germaniae Historica, Scriptores rerum Merovingicarum, Bd. 4), Hannover/Leipzig 1902. Davon eine leicht veränderte Neuausgabe für den Schulgebrauch: *Ionae Vitae sanctorum Columbani, Vedastis, Iohannis*, ed. Bruno KRUSCH (= Script. rer. Germ. in usum scholarum ex MGH separatis editi), Hannover/Leipzig 1905. Die Textedition von 1902 wurde neu herausgegeben und mit einer deutschen Übersetzung ergänzt von Herbert HAUPP, in: *Quellen z. Gesch. des 7. und 8. Jh.* (= Ausgew. Quellen z. dt. Gesch. d. MA., Bd. IVa), Darmstadt 1982. Ich stütze mich in der vorliegenden Arbeit hauptsächlich auf die sich im wesentlichen an den lateinischen Wortlaut haltende Übertragung von Karl SUSO FRANK: *Frühes Mönchtum im Abendland*, 2 Bände, Zürich/München 1975 (im 2. Band, S. 169–230 u. 307–320, Jonas' Columbansvita mit Anmerkungen).

Die Schriften Columbans liegen in der mustergültigen Edition von G. S. M. WALKER vor: *Sancti Columbani Opera* (= *Scriptores Latini Hiberniae*, vol. II), Dublin 1957. Daraus alle Zitate; die deutschen Übersetzungen stammen vom Verfasser.

Die Forschungsliteratur zu Columban bis etwa 1970 ist aufgeführt bei WALKER, LXXXIII-XCII, Johannes DUFT, St. Columban in den St. Galler Handschriften, in: Zeitschr. f. Schweiz. Kirchengesch. 59 (1965), 285-96; Friedrich PRINZ, Frühes Mönchtum im Frankenreich, Wien 1965, 557-86 (für die Zeitgeschichte), im *Repertorium fontium historiae medii aevi*, Bd. 3, Rom 1970, 512-16, und bei Johannes WILHELMUS SMIT, Studies on the Language and Style of Columba the Younger (Columbanus), Amsterdam 1971, 1-21. – Darunter besonders hervorzuheben ist: Fritz BLANKE, Columban und Gallus. Urgeschichte des schweizerischen Christentums, Zürich 1940. Dieses fundierte, feinsinnige und auch für den Laien lesbare Buch ist bis anhin die letzte umfassende Monographie zum Thema in deutscher Sprache. – Von den neueren Arbeiten (alle mit weiteren Literaturangaben) seien genannt: Arnold ANGENENDT, Monachi Peregrini (= Münstersche MA-Schr. 6), München 1972, 124-75; Arthur KOBLE, Der hl. Gallus in Annegray und in Luxeuil, in: Die Ostschweiz, 14. Okt. 1972; Iso MÜLLER, Die älteste Gallus-Vita, in: Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte 66 (1972), 209-49; Johannes DUFT, Irische Einflüsse auf St. Gallen und Alemannien, in: Arno BORST ed., Mönchtum, Episkopat und Adel zur Gründungszeit des Klosters Reichenau, Sigmaringen 1974, 9-35; Kurt-Ulrich JÄSCHKE, Kolumban von Luxeuil und sein Wirken im alemannischen Raum, ebd. 77-130; Walter BERSCHIN, Gallus abbas vindictus, in: Hist. Jahrb. 95 (1975), 257-77; Franz BRUNHÖLZI, Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters, Bd. 1, München 1975, 179-87; Jean LAPORTE, Art. Columbano, in: Dizionario degli istituti di perfezione, Bd. 2, Rom 1975, 1228-36; Hagen KELLER, Fränkische Herrschaft und alemannisches Herzogtum im 6. und 7. Jahrhundert, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 124 (1976), 1-30; Jakob STREIT, Sonne und Kreuz. Irland zwischen Megalithkultur und frühem Christentum, Stuttgart 1977; Corbinian GINDELE OSB, Columban verzichtet auf seinen Messpriester Gallus, in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens und seiner Zweige 90 (1979), 438-45; Ingeborg MEYER-SICKENDIEK, Gottes gelehrte Vaganten. Auf den Spuren der irischen Mission und Kultur in Europa, Stuttgart 1980; Arnold ANGENENDT, Art. Columbanus, in: Theol. Real-encyklopädie, Bd. 8, Berlin/New York 1981, 159-62; H. B. CLARKE / Mary BRENNAN ed., Columbanus and Merovingian Monasticism, Oxford 1981; Heinz LÖWE, Columban und Fidolius, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 37 (1981), 1-19; Donald A. BULLOUGH, Art. Columbano, in: Dizionario biografico degli Italiani, Bd. 27, Rom 1982, 113-29; Heinz LÖWE ed., Die Iren und Europa im früheren Mittelalter, 2 Bände, Stuttgart 1982 (mit Aufsätzen über Columban); I. WOOD, The Vita Columbani und Merovingian hagiography, in: *Peritia* 1 (1982), 63-80; Herbert HAUPT, Art. Columban, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 3, 1. Lief., München/Zürich 1984, 65-67; Johannes DUFT, Frühes Christentum in Brigantium, in: Das römische Brigantium. Ausstellungskatalog des Vorarlberger Landesmuseums Nr. 124, Bregenz 1985, 101-21; Gerold HILTY, Gallus in Tuggen, in: *Vox Romana* 44 (1985), 125-55; DERS., Gallus am Bodensee, ebd. 45 (1986), 83-115; Walter BERSCHIN, Columban und Gallus in Bregenz, in: *Montfort* 38 (1986), 160-64; Günter SALZMANN, Kolumbans «Carmen navale» und Vergil, ebd. 165-75. – Vom VERFASSE ist erschienen: Der Ungehorsam des heiligen Gallus, in: St. Galler Tagblatt, 16. Okt. 1985; Gallus ein Visionär?, ebd., 10. Okt. 1986.

Die wesentliche Literatur zu Mariaberg ist verzeichnet im informationsreichen Führer von Bernhard ANDERES: Rorschach. Ehemaliges Kloster Mariaberg, heute Kantonale Lehrerseminar, Rorschach 1982. – Aus Anlass des 500-Jahre-Jubiläums fand im Mai 1987 in St. Gallen eine Ausstellung statt, zu der auch ein umfangreicher Katalog erschienen ist: Ulrich RÖSCH, St. Galler Fürstabt und Landesherr, ed. Werner VOGLER, St. Gallen 1987. – Zur Grundsteinlegung des

Klosters am 21. März 1487 vgl. Max SCHÄR, in: Ostschweizerisches Tagblatt, 21. März 1987.

Speziell die Malereien im Kapitelsaal behandeln: Daniel FREI, Die Ausmalung des Musikaales auf Mariaberg, in: Rorschacher Neujahrsblatt (= RN) 1962, 33-40; Hans SEITZ, Die Fresken von 1564-1568 auf Mariaberg zu Rorschach, in: RN 1969, 7-50; Albert KNOEPFLI, Die Malereien im Kapitelsaal auf Mariaberg, in: RN 1977, 17-40 (wiederabgedr. in: Mariaberg Rorschach. Festschrift aus Anlass der Restaurierung 1969-1978, Rorschach 1978, 57-80); Bernhard ANDERES, Führer 1982, 19-28; Ders., Nachreformatorische Wandmalereien im Kanton St. Gallen bis um 1630, in: RN 1984, 40.

Die grundlegende Untersuchung zur Geschichte des Handschuhs stammt von Berent SCHWINEKÖPER: Der Handschuh im Recht, Ämterwesen, Brauch und Volksgräben. Mit einer Einführung von Percy Ernst SCHRAMM, Berlin 1938 (unveränd. Nachdr. Sigmaringen 1981). – Vom liturgischen Gebrauch des Handschuhs und der Wörtgeschichte handeln: Joseph BRAUN, Die liturgische Gewandung im Occident und Orient. Nach Ursprung und Entwicklung, Verwendung und Symbolik, Freiburg i. Br. 1907 (unveränd. Nachdr. Darmstadt 1964), 359-84; Walter v. WARTBURG, Französisches etymologisches Wörterbuch, Bd. 17, Basel 1966, 505-08.

Eine zusammenfassende Übersicht über alle in Europa vorkommenden Rabenvögel (Corviden) gibt Franklin COOMBS: *The Crows. A Study of the Corvids of Europe*, London 1978. Ethologisch wichtig ist die Dissertation von Eberhard GWINNER: Untersuchungen über das Ausdrucks- und Sozialverhalten des Kolkabren (Corvus corax corax L.), in: Zeitschrift für Tierpsychologie 21 (1964), 657-748. – Obwohl das Hauptinteresse von Konrad LORENZ den Dohlen gehörte, finden sich bei ihm auch bemerkenswerte Beobachtungen zum Verhalten des Raben, z.B. in: Über tierisches und menschliches Verhalten, Gesammelte Abhandlungen, Bd. 1, München 1965, 13-69 u. 70-114; Er redete mit dem Vieh, den Vögeln und den Fischen, 31. Aufl., dtv 173, München 1984. – Ergiebig sind ferner: Otto FEHRINGER, Die Welt der Vögel, München 1951; Rudolf BERNDT/Wilhelm MEISE, Naturgeschichte der Vögel, Bd. 2, Stuttgart 1962; Walter WÜST, Rabenvögel, in: Grzimeks Tierleben. Enzyklopädie des Tierreiches, Bd. 9 (Vögel 3), Zürich 1970, 485-506. Köstlich auch: Michael BAUMGARTNER, Der Rabe – ein Spassvogel, in: Tagesanzeiger-Magazin Nr. 44, 1. Nov. 1986, 43-53.

Zur Symbolik von Rabe und Taube im Christentum findet sich reiches Material bei Friedrich SÜHLING, Die Taube als religiöses Symbol im christlichen Altertum, Freiburg i. Br. 1930, und Hans MESSELEN, Die Signifikanz von Rabe und Taube in den mittelalterlichen deutschen Literatur, Diss. Köln 1965. – Zitiert wurden ausserdem: Dorothea FORSTNER OSB, Die Welt der Symbole, Innsbruck/Wien/München, 2. Aufl. 1967, 254 f.; Manfred LURKER, Wörterbuch bibliischer Bilder und Symbole, München, 2. Aufl. 1978, 241-43.

Der Rabe in Mythologie und Volksgräben wird behandelt an folgenden Orten: Otto KELLER, Die antike Tierwelt, Bd. 2, Leipzig 1913 (Nachdr. Hildesheim/New York 1980), 91-109; Will-Erich PEUCKERT, Art. Rabe, in: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 7, Berlin/Leipzig 1935/36, 427-57; Brockhaus Enzyklopädie in 20 Bänden, 17. Aufl., Bd. 15, Wiesbaden 1972, 339 f.; Wolfram EBERHARD, Lexikon chinesischer Symbole, Köln 1983, 233 f.

Allgemeine Nachschlagewerke zu den Heiligen sind: Bibliotheca Sanctorum, ed. Pontificia Università Lateranense, 13 Bände, Rom 1961 ff.; David Hugh FARMER, The Oxford Dictionary of Saints, Oxford, 2. Aufl. 1979; Otto WIMMER/Hartmann MELZER, Lexikon der Namen und Heiligen, Innsbruck/Wien/München, 4. Aufl. 1982. – Für den Hausgebrauch eignen sich: Hildegard L. KELLER, Reclams Lexikon der Heiligen und der biblischen Gestalten, Stuttgart, 5. Aufl. 1984; Hans und Carlo MELCHERS, Das grosse Buch der Heiligen. Geschichte und Legende im Jahreslauf, Zürich 1978.

Zur Ikonographie der Heiligen sind zu nennen: Karl KÜNSTLE, Ikonographie der christlichen Kunst, Bd. 2, Freiburg i. Br. 1926; Louis RÉAU, Iconographie de l'art chrétien, 4 Bände, Paris 1955ff.; Lexikon der christlichen Ikonogra-

phie, ed. Engelbert KIRSCHBAUM SJ / Wolfgang BRAUNFELS, 8 Bände, Rom/Freiburg/Basel/Wien 1968-76.

Die Viten der irischen Heiligen sind gesammelt bei Charles PLUMMER, Vitae Sanctorum Hiberniae, 2 Bände, Oxford, 2. Aufl. 1968. Etwa zu einem Drittel irische Erzählungen enthält das (immer noch käufliche) Buch von Joseph BERNHART: Heilige und Tiere, München 1937.

Die angeführten Legendenansammlungen sind: Die Legenda aurea des Jacobus de Voragine. Aus dem Lateinischen übers. von Richard BENZ, Heidelberg, 9. Aufl. 1979; «Der Heiligen Leben», Winterteil, Nürnberg (Anton Koberger), 1488 (Exemplar der Kantonbibliothek [Vadiana] St. Gallen, Inv. Nr. 1083). Vgl. dazu Peter OCHSENBEIN, St. Ottmars Weinflägel. Ein Beitrag zur Rezeption des Legendaris «Der Heiligen Leben», in: Schweizer Volkskunde 75 (1985), 65-69;

Die Übers. der Benediktsvitae von Gregor dem Grossen findet sich bei Joseph FUNK in der «Bibliothek der Kirchenväter», 2. Reihe, Bd. 3/2, München 1933, 65. Zum Gehorsamsgesbot in der «Regula Benedicti»: Georg HOLZHER, Die Benediktsregel. Eine Anleitung zu christlichem Leben, Zürich/Einsiedeln/Köln 1980, 83f. – Die Meinradsvita ist mit deutscher Übersetzung von P. Leo HELBLING abgedruckt in: Sankt Meinrad. Zum elften Zentenarum seines Todes 861-1961, hrsg. von Benediktinern des Klosters Maria Einsiedeln, Einsiedeln/Zürich/Köln 1961, 26-41. – Der Wortlaut der vier ältesten Fassungen der Idda-Legende ist abgedruckt bei Leo M. KERN, Die Ida von Toggenburg-Legende, in: Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte, Heft 64/65 (1928), 1-136. Dazu wichtig: BRUNO MEYER, Die heilige Ida von Fischingen, in: Thurg. Beitr. z. vaterl. Gesch., Heft 112 (1974/75), 21-97. Für die Darstellung in der Kunst: P. RUDOLF HENGELER, Zur Ikonographie der hl. Ida von Toggenburg, in: Anz. f. schweiz. Alt. kunde, NF 40 (1938), 25-44; Walter HUGELSHOFER, Ein spätgotischer Altarflügel mit Darstellungen aus dem Leben der heiligen Ida, in: Thurg. Beitr. z. vaterl. Gesch., Heft 112 (1974/75), 5-19.

Die Darstellungen Columbans in der Kunst behandeln: R. OLMI, L'Iconografia di San Colombano, in: San Colombano e la sua opera in Italia, Bobbio 1953, 21-31; Annibale MAESTRI, Il culto di San Colombano in Italia, Piacenza 1955; Bibliotheca Sanctorum, Bd. 4 (Rom 1964), 120.

Zur Glasscheibe von 1560 und ihrem Schöpfer, Andreas Hör, siehe: Johannes EGLI, Die Glasgemälde des Historischen Museums in St. Gallen, 2 Teile (= 65. und 67. Neujahrsbl. hrsg. vom Hist. Verein des Kantons St. Gallen), St. Gallen 1925/27, 17-20; Paul BOESCH, Die alte Glasmalerei in St. Gallen (= 96. Neujahrsbl.), St. Gallen 1956, 14-23; Ernst W. ALTHER, Andreas Hör, der Sanktgalier Maler Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, Flawil 1979; Jakob WAHRENBERGER, Eine Bildscheibe des Othmar Cuntz, Statthalter zu Rorschach 1560 (an der Kasse des Heimatmuseums erhältlich).

Die Literatur zu Abt Ottmar Kunz und seiner Zeit ist zusammengestellt bei Johannes DUFT / Anton GOSSI / Werner VOGLER, Die Abtei St. Gallen, St. Gallen 1986, 158f. – Darunter hervorzuheben sind: Joseph MÜLLER, Karl Borromeo und das Stift St. Gallen, Sonderdruck aus der «Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte», Band 14 (1920), und Johannes DUFT, Karl Borromäus in St. Gallen. Ein Gedenken nach vierhundert Jahren, St. Gallen 1970. – Zusätzlich zu nennen sind: Hubert JEDIN, Art. «Das Konzil von Trient», in: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 10 (1965), 342-52; J[ohann] STÄHELIN, Geschichte der Pfarrei Rorschach, Rorschach 1933, 238ff.; und Theodor Wilhelm BÄTSCHER, Kirchen- und Schulgeschichte der Stadt St. Gallen, Bd. 1, St. Gallen 1964, 219-27 (mit Berücksichtigung der Ratsprotokolle).

Die Fotos stammen, wenn nicht anders vermerkt, vom Verfasser.

Für seine geduldige Beratung und Hilfe bei der elektronischen Textverarbeitung danke ich sehr herzlich meinem Kollegen und Freund Thomas Krucker.